Des herrn Pepi Huber kriegs-erlebnisse ...

Adolf Saager

Pepi Hubers Kriegserlebnisse

Siebente Auflage

Des Herrn Pepi Huber Kriegserlebnisse

Herausgegeben von Adolf Saager

1 · 9 · 1 · 6

München und Berlin bei Georg Müller

Umschlagzeichnung von Karl Arnold

Inhalt

Seite

I. Wie Herr Pepi Huber in der Sommerfrische durch die Wolken am politischen Horizont gestört wurde und wie er in die Stadt fuhr 1

II. Wie Herr Pepi Huber den Rayonchef Stiedke kennen lernte und wie der patriotische Geist in ihm erwachte . . 5

III. Wie Herr Pepi Huber die Bekanntschaft des Veteranen Mittermaier und wie die gerechte Empörung sich Luft machte 10

IV. Wie Herr Pepi Huber nach Kriegsausbruch seine Mieter behandelte und wie sein Sohn Max aus der Fremde zurückkehrte 16

V. Wie Herr Pepi Huber dem Kunstmaler Steffens die Türe wies und wie der Professor Kniebohrer auf der Bildfläche erschien 22

VI. Wie Herr Pepi Huber sich in den Dienst des Vaterlandes stellte und wie er auf den Spionenfang ausging . 27

VII. Wie Herr Pepi Huber durch die Spionenhetze in sittliche Empörung und durch die Wasservergiftung in körperliches Unbehagen geriet 32

VIII. Wie Herr Pepi Huber durch gewisse Folgeerscheinungen des Krieges die Eintracht in seiner Familie gestört sah und wie er sich tröstete 38

IX. Wie Herr Pepi Huber mit seiner Familie in den Hofgarten ging und wie sich seine Tochter Fanny dort aufführte 44

Seite

X. Wie Herr Pepi Huber doch wieder mit dem Kunstmaler Steffens ins Gespräch kam und wie ihm nachher mitgespielt wurde 48

XI. Wie Herr Pepi Huber seinen Max an die Bahn geleitet und wie sich seine Gattin an diesem Ehrentage benahm 53

XII. Wie Herr Pepi Huber mit seinen Freunden Stiedke, Mittermaier und Kniebohrer eine Stammtischrunde auftat und wie der Dr. Schmidt und der Herr Lampl dazu kamen 58

XIII. Wie Herr Pepi Huber an den Sitzungen teilnahm und wie sie bei der großen Sache das Ihre leisteten . . 63

XIV. Wie Herr Pepi Huber in der nächsten Zeit sich benahm und wie er abermals ein Zwiegespräch mit dem Kunstmaler Steffens führte 68

XV. Wie Herr Pepi Huber und sein Stammtisch an die Gründung eines patriotischen Vereins gingen und wie sie durch die Presse ihre Wirksamkeit entfalteten 74

XVI. Wie Herr Pepi Huber mit seinen Freunden weiterhin in die Geschicke des Vaterlandes eingriff und wie ein Verwundeter anderer Ansicht war 79

XVII. Wie Herr Pepi Huber seinen Freund Stiedke verlor und wie er mit dem Direktor Seidl den Veteranen Mittermaier in Wut versetzte 85

XVIII. Wie Herr Pepi Huber einer hitzigen Diskussion beiwohnte und wie ein Feldgrauer den Veteranen Mittermaier vom Stammtisch verjagte 89

XIX. Wie Herr Pepi Huber die Ursache wurde, daß der Dr. Schmidt sich nicht mehr sehen ließ und wie der Stammtisch fürs Vaterland Schafkopf spielte 94

XX. Wie Herr Pepi Huber Aussichten hatte, Großvater zu werden, und wie seine Fanny sich mit dem Steffens nottrauen ließ 101

XXI. Wie Herr Pepi Huber den Urheber eines falschen Gerüchtes zur Anzeige zu bringen beabsichtigte und wie er ihn auf scharfsinnige Weise entdeckte 106

Seite

XXII. Wie Herr Pepi Huber den Zeitungen auf ihre Schliche kam und wie er sich von ihnen durchaus nicht mehr imponieren ließ 112

XXIII. Wie Herr Pepi Huber sich mit der inneren Politik befaßte und wie er den Professor Kniebohrer veranlaßte, vom Stammtisch fernzubleiben 116

XXIV. Wie Herr Pepi Huber statt des Professors an Herrn Besam einen vierten Mann zum Schafkopfen fand und wie er sich mit ihm verkrachte 121

XXV. Wie Herr Pepi Huber auch den Direktor Seidl immer seltener am Stammtisch sah und wie es überhaupt kein Stammtisch mehr war 126

XXVI. Wie Herr Pepi Huber trotz dieser traurigen Vorgänge den Mut nicht sinken ließ und wie er es besser wußte, als die Zeitungen 132

XXVII. Wie Herr Pepi Huber die alte Münchner Gemütlichkeit vermißte und wie er mit dem Herrn Lampl trotz allem und allem durchhielt 137

XXVIII. Wie Herr Pepi Huber sich über einer Hiobspost auch mit Herrn Lampl entzweite und wie er jetzt den Frieden herbeisehnte 142

XXIX. Wie Herr Pepi Huber sich zu der Einsicht aufraffte, daß durchgehalten werden müsse, und wie er nun über die Menschen und den Krieg dachte 146

I

Wie Herr Pepi Huber in der Sommerfrische durch die Wolken am politischen Horizont gestört wurde und wie er in die Stadt fuhr.

Im Monat Juli des denkwürdigen Jahres 1914, welches ja nun auch zu Ende gegangen ist, war ich mit meiner lieben Frau und meiner Tochter Fanny in der Sommerfrische. Es hat natürlich die erste Zeit geregnet, was hat herunter können, aber hernach haben wir uns sehr gefreut, daß endlich schönes Wetter kommt, denn man weiß ja gar nicht, wie man die Zeit totschlagen soll, wenn es auf dem Lande alleweil regnet.

Kein Mensch hat damals eine Ahnung gehabt, daß eine Zeit von Blut und Eisen, wie man sie nennt, bevorsteht, denn wer hätte denn gedacht, daß überhaupt noch ein Krieg kommt, wo doch die Menschen gescheiter geworden sind, und auch den anderen Völkern geht es doch am besten, wenn Frieden ist. Also der schönste blaue Himmel hat jetzt über dem See geleuchtet.

Aber da hat in der Zeitung gestanden, daß sich am politischen Horizont dunkle Wolken ansammeln. Jetzt habe ich auf einmal Sehnsucht nach unserem lieben München bekommen.

Das kommt nämlich daher: immer wenn es politische Wolken hat, nachher ist es im Franziskaner so gemütlich, weil man doch die Politik besprechen muß, und dann kommt ganz von selber alles hin. An den Franziskaner aber wenn du denkst, dann kann dir das ganze Land schon gleich gestohlen werden auch. Das versteht vielleicht nicht ein jeder, aber wenn er ein Münchener ist wie ich, so weiß er, wie ich es meine.

Darum habe ich mir gesagt, wo ich vom politischen Horizont gelesen habe, ich muß ja am Ende vom Monat doch hereinfahren wegen dem Zins und da kann ich auch acht Tage früher fahren, weil es gleich ist. Da ist mir auch eingefallen, daß ja im ersten Stock frisch tapeziert werden muß, und es ist doch besser, wenn wer dabei nach dem Rechten sieht.

Das habe ich meiner Frau gesagt, aber nichts vom politischen Horizont, weil ja die Frauen doch nichts von der Politik verstehen. Sie hat gemeint, ich soll ruhig hereinfahren, weil es ganz gut ist, wenn die Marie ein wenig beaufsichtigt wird, wo sie doch allein in der Wohnung ist.

Auf dem Bahnhof haben meine Frau und Tochter gesagt, sie können es heraußen recht gut machen ohne mich. Darum bin ich vergnügt hereingefahren in die Stadt.

Die ganze Fahrt über habe ich mich also wieder auf unser schönes München gefreut. Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche nicht zufrieden sind, wenn die Fremden da sind. Wozu bauen wir denn sonst alle unsere Bildersammlungen und Denkmäler und das Deutsche Museum? Wir Münchener schauen es doch weiter

nicht an, und dann finde ich es auch ganz nett, wenn die Fremden da sind.

Du kommst dir dann vor, wie wenn du selbst in einer fremden Stadt auf Besuch bist, und brauchst doch nicht hinzufahren in eine fremde Stadt. Und dann habe ich auch gedacht, die politischen Wolken sind eigentlich gerade zur rechten Zeit gekommen, denn wenn man drei Wochen auf dem Lande ist, da kann es einem schon recht fad werden auch. Ich bin also am Hauptbahnhof angekommen und war in sehr fideler Stimmung.

Vom Lande wenn man nach München hereinkommt, so reißt man jedesmal die Augen auf, wie viel Leute am Bahnhof und vor dem Tietz und auf den Straßen sind. Aber dieses Mal habe ich gleich gemerkt, daß etwas Außergewöhnliches los ist, weil es noch viel mehr Leute waren.

Wo ich an den Stachus gekommen bin, denke ich, was wäre denn nicht das? So viel Leute waren noch gar nie beisammen. Oha! denke ich wieder, kommt das vielleicht vom politischen Horizont her?

Und richtig, vor den Extrablättertafeln ist es gleich ganz schwarz gewesen von Menschen, und sie haben alle vom Krieg gesprochen. Was die Leute doch gleich vom Kriege sprechen, denke ich. Einer hat sogar ganz laut Hurra geschrien. Ich habe ihn nur angeschaut, da hat er gleich das Maul gehalten.

Was wäre es nachher auch, wenn es zum Kriege kommt? sage ich. Serbien ist weit weg von München, und es schadet gar nichts, wenn die Schlawiner einmal Prügel kriegen, weil sie gar keine Ruhe geben

wollen, aber darum brauchen wir uns noch lange nicht aufzuregen; ist doch wahr!

Weil ich mich nicht aufgeregt habe und es mir auch wurst war wegen dem Krieg, habe ich mich jetzt nicht mehr weiter um die Leute bekümmert, sondern bin in den Franziskaner zum Nachtessen. Aber jetzt habe ich gemerkt, daß es nicht immer gemütlich ist, wenn die politischen Wolken erscheinen. Hier hat man auch nichts gehört als Krieg, und gleich nach dem Essen sind die Gäste nicht gemütlich sitzen geblieben, sondern wieder hinaus, alle nach der Richtung von der Kaufinger- und Neuhauserstraße.

In den Kaffeehäusern haben sie mitgesungen zur Musik, und sogar auf der Straße sind sie noch gestanden und haben gesungen. Ich bin nicht stehen geblieben, weil ich wegen meinem Hühnerauge kein Freund bin von solchen Ansammlungen, und habe mir gesagt, gehst halt ins Fahrig! Aber ich habe kaum noch einen Platz bekommen, und auch hier hat man gesungen.

II

Wie Herr Pepi Huber den Rayonchef Stiedke kennen lernte und wie der patriotische Geist in ihm erwachte.

An meinem Tisch ist ein junger Mann und ein Student gesessen. Der junge Mann hat mich angeschaut und hat gleich gesagt: Jetzt geht dann die Kanone los!

Ich antworte, ja, sogar mehr Kanonen gehen bald los.

Sie sind doch auch national? fragt er.

Ja freilich, Herr Nachbar, antworte ich, warum denn nicht?

Jetzt haben wir miteinander angestoßen und die zwei haben sich vorgestellt. Dem Student seinen Namen weiß ich nicht mehr, aber der andere heißt Stiedke und ist aus Preußen. Er ist Rayonchef, hat er wenigstens gesagt, und dann hat man die Wacht am Rhein gesungen.

Nach dem Liede haben wir wieder angestoßen und der Student hat gesagt, nach jedem Lied muß man sein Glas leeren.

Jetzt kriegen die Serben endlich einmal Haue! hat der Stiedke gesagt.

Die Oesterreicher werden's schon besorgen, antworte ich.

Wir auch, sagt der Stiedke.

Aber erlauben Sie, sage ich, wir haben doch keinen Krieg!

Da schaut mich der Student ganz komisch an, und der Stiedke sagt: Wir gehen natürlich mit!

A geh, sage ich, wir haben doch unser deutsches Reich, und Oesterreich ist wieder ein Reich!

Jetzt hat der Stiedke komisch geschaut und der Student gesagt: Wir werden doch die Nibelungentreue wahren!

Was er damit meint, das habe ich nicht gleich verstanden. Diese Art Treue ist nämlich ein neues Wort, sozusagen ein Fremdwort, welches damals aufgekommen ist. Ich habe es noch nie gehört gehabt, aber davon habe ich mir nichts anmerken lassen. Die Stimmung war so gut, daß ich nicht habe wollen ein Spielverderber sein, und da habe ich einfach gesagt: Ja freilich, das werden wir schon.

Na also, sagt der Stiedke, darum geht es jetzt überall los!

Ja, sagt der Student, gegen Rußland und Frankreich!

Jetzt aber habe ich doch ein bisserl einen Schreck gekriegt. Denn ich habe an meinen Sohn Max denken müssen, welcher doch in Paris war und eine so gute Stelle gehabt hat auf der Bank. Während sie ein neues Lied gesungen haben, habe ich nur halber mitgebrummt und mir die Sache überlegt.

Das sind so norddeutsche Sprüche, habe ich gedacht,

und das neue Wort auch, allerdings haben wir ja den Dreibund mit Oesterreich, aber die Oesterreicher werden doch selber mit dem Schlawiner fertig werden, und warum wegen dem Schlawiner gleich Krieg mit Rußland und Frankreich anfangen? Das habe ich gedacht.

Wo das Lied aus war, habe ich den Schrecken nicht mehr gehabt. Wir haben wieder angestoßen und das Glas geleert.

So ist es weiter gegangen den ganzen Abend. Am Tisch neben uns ist so ein Viech gesessen, der hat nach jedem Lied geschrien: Eins, zwei, drei, gsuffa! Es war sehr schön, ganz wie beim Oktoberfest.

Allmählich ist der patriotische Geist auch über mich gekommen. Das ist auch sehr schön. Ich habe das bis zu diesem Tage nicht gewußt, weil ich ihn vorher nie gespürt habe.

Das ist so: du hast eine Mordsbegeisterung und denkst, die wollen wir aber jetzt besiegen, und denkst auch wieder, es wird am Ende doch nichts draus. Und nachher singst du wieder und schreist hoch und kriegst wieder Durst und trinkst wieder — es ist wirklich schön, wie gesagt, ganz wie beim Oktoberfest. Bloß hat es keine Polizeistunde gegeben.

So sind wir also recht gemütlich beisammen gesessen und es war sehr grübig, da kommt mit einemmal der Fahrig und stellt sich neben die Musik und sagt, man soll mit Rücksicht auf seine Hotelgäste jetzt mit dem Singen aufhören, sonst können sie nicht schlafen.

Trotz der patriotischen Begeisterung habe ich doch gefunden, daß der Fahrig recht hat. Denn wenn man

in einem Hotel ein Zimmer nimmt, so will man doch auch schlafen für sein Geld.

Aber der Stiedke hat geschrien, daß sich die Fremden zum Teufel scheren sollen.

Während der Fahrig weiter geredet hat, sagt der Stiedke zu mir, das ganze Jahr über muß er vor den Fremden katzbuckeln, jetzt nach Ladenschluß ist er ein freier Deutscher, welcher sein Bier bezahlt und auch Musik verlangen kann. Musik, schreit er jetzt, Musik, Musik!

Der Stiedke war nämlich schon recht besoffen auch. Trotzdem habe ich aber zugeben müssen, daß er auch recht hat.

Die Musik hat aber nicht gespielt. Der Student hat gesagt, da haben wir wieder das deutsche Selbstbewußtsein, wo die Musik nicht gespielt hat.

Aber jetzt hat der Stiedke sein Glas gepackt und auf den Tisch hingehaut, daß es kaputt gegangen ist. Das war das Zeichen zur gerechten Empörung, wie am anderen Tag eine Zeitung geschrieben hat.

Die gerechte Empörung ist so schnell verlaufen, daß ich eigentlich mit dem Schreiben gar nicht nachkomme. Es hat überall geklirrt und gekracht und gebrüllt. Ich habe mir, wo die Splitter nur so herumgeflogen sind, den Rock über den Kopf gezogen und bin ins Gedränge geraten und habe nur aufgepaßt, daß mir keiner auf den Fuß tritt. Wo ich den Rock wieder herunter getan habe, war ich auf der Straße heraußen und im Lokal war es dunkel und alles kaputt.

Die Leute haben wieder geschrien und gesungen, und auch über mich ist der patriotische Geist wieder

gekommen und ich habe auch mitgesungen. Wo ich aber die Berittenen die Neuhauserstraße habe heraufreiten hören, da bin ich schnell weiter gegangen und dann nach Hause.

III

Wie Herr Pepi Huber die Bekanntschaft des Veteranen Mittermaier und wie die gerechte Empörung sich Luft machte.

Am nächsten Morgen habe ich versucht, mich wieder zu erinnern, was eigentlich in der Nacht los war. Jetzt habe ich die Geschichte mit anderen Augen angesehen.

Kruzitürken, denk ich, wenn das wirklich wahr ist, daß es Krieg gibt, und wir als Dreibund marschieren mit, und da war mein erster Gedanke, wie soll es dann mit dem Mietzins werden, wo man schon in Friedenszeiten seine liebe Mühe hat, ihn einzutreiben?

Wahrscheinlich habe ich jetzt die Welt so trüb angesehen, weil ich Kopfweh gehabt habe. Dann habe ich auch an das Café Fahrig gedacht und wie dort alles ruiniert worden ist. Jetzt habe ich keine patriotische Begeisterung mehr gehabt.

Nachmittags bin ich zum Stachus gebummelt, um mir die Bescherung bei Tag anzusehen.

Es sind eine Menge Leute auf der Straße gewesen und Schutzleute davor. Herinnen haben sie gearbeitet trotz dem Sonntag. Es sind auch schon Ansichtskarten verkauft worden und Extrablätter, daß der

alte Fahrig ein Veteran von Anno 70 ist, welcher den Todesritt bei Mars-la-Tour mitgemacht hat.

Jetzt habe ich selber gedacht, es ist doch eine Schande, einem braven Geschäftsmann und Veteran sein Zeug zusammenzuschlagen!

Aber so geht's halt in Kriegszeiten, und daß keine Friedenszeit mehr war, das hat man gleich wieder gemerkt. Denn mit einemmal kommen sechs Berittene angesprengt und sperren die Herzog Wilhelmstraße ab, wo die meisten Leute hineingegangen sind und man hat hoch schreien hören. Es hat nur so gewimmelt.

Was ist denn schon wieder los? frage ich einen, der neben einem Schutzmann steht.

An Serb hams! schreit er.

Was ist nachher? frage ich.

Aber es hat mir niemand geantwortet, so aufgeregt hat sich alles zum Eingang der Straße gedrückt.

Da ich, wie gesagt, kein Freund bin von einem solchen Gedruck, bin ich durch die Sonnenstraße herum, um zu schauen, ob ich nicht auf der anderen Seite mehr sehe. Da sind aber gerade so viel Leute gestanden und haben geschaut und doch nichts gesehen als ein paar Schutzmannshelme. Es ist ein rechtes Geschrei aus der Straße herausgekommen. Aber es waren nur Lausbuben, welche so geschrien haben, weil ihnen die Schutzleute nichts machen können. Die Erwachsenen haben ruhig gewartet, bis sie etwas sehen oder hören. Und jetzt hat man auch Deutschland über alles gesungen aus der Herzog Wilhelmstraße heraus.

Da habe ich aber doch sehen wollen, was eigent-

lich los ist, denn ich lasse mich nicht gern derblecken, daß man wo hinsteht und nachher ist gar nichts los als ein Auflauf. Deshalb habe ich mich schön langsam zu einem von den Schutzmännern durchgedrückt.

Warum ist denn da abgesperrt, bitt schön? frage ich ganz gemütlich.

Zurück! antwortet der Mann.

Da schau her, sage ich und frage, können Sie mir nicht anständig antworten?

Hier darf niemand durch, schnauzt er mich an.

Jetzt hat er mir aber doch geraucht, wie wir Münchner sagen, und ein alter Herr neben mir hat auch gesagt: So brauchen wir uns nicht behandeln zu lassen, wir sind hier nicht in Preußen, ich habe den 70er Krieg mitgemacht und lasse mich von einem Schutzmann noch lange nicht so behandeln, mir wäre es genügend!

Da habe ich dem Schutzmann gesagt, erlauben Sie einmal, sage ich, ich bin ein Münchner Bürger und das ist eine Münchner Straße, wo der Durchgang nicht einmal verboten ist.

No, sagt der Schutzmann jetzt, regen Sie Ihnen nur nicht so auf, aber Sie sehen ja selber, wie die Leute Krakeel machen.

Wer macht Krakeel, frage ich und sage, die Erwachsenen da sind alle mäuserlstill, wer Krakeel macht, sind die Lausbuben, und das ist Ihre Schuld, warum hauen Sie sie nicht hinter die Ohren? So, und jetzt lassens mich durch!

Da hat der Schutzmann gegrüßt und mich und den Veteran von Anno 70 durchgelassen.

Jetzt haben wir endlich sehen können, was los ist.

Auf der Straße steht ein Haufen Menschen, fast alles jüngere Leute, und schaut zu dem Savoyhotel hinauf. Ein Bube sagt mir, ein Serb ist in dem Hotel und hat aus dem Fenster gerufen: Nieder mit Oesterreich!

In dem Haufen Menschen aber, da war mitten drin ein Galgen und an dem haben sie eine Puppe alleweil hinaufgezogen und wieder herunterfallen lassen. Das hat sollen den Serb bedeuten und daß er gehenkt wird. Und jedesmal, wenn die Puppe hinaufgezogen worden ist, haben die Lausbuben Hurra geschrien.

Wo ich aber näher hinkomme, um mir die Gaudi anzuschauen, wer steht da mitten drin und empfängt mich mit dem Rufe hoch Oesterreich und Deutschland? Der Stiedke, mein Nachbar von der vergangenen Nacht im Fahrig. Wo die Buben gesehen haben, daß er mich kennt, haben sie mir Platz gemacht.

Da sage ich, jetzt hörens auf mit dem Fasching da und sagen Sie mir endlich, was eigentlich los ist!

Nieder mit Deutschland, hat der Serbe herausgerufen und darum wird der Kerl gelyncht werden, antwortet der Stiedke und linst ganz wild zu den Fenstern hinauf.

Die vier Schutzleute aber vor dem Hoteleingang haben nur gegrinst, wo sie das gehört haben. Darüber habe ich mich geärgert, denn das ist doch eine Frechheit von so einem Schlawiner, nieder mit Deutschland zu rufen.

Der Veteran hat aber zu Stiedke gesagt, geh, lassens den Menschen laufen, der hat von der Angst schon genug, es ist doch feig, wenn so viele Menschen einen einzigen verhauen wollen.

Eigentlich hat er recht gehabt, trotzdem die Schutzleute so gegrinst haben über den Stiedke.

Aber da sind wir plötzlich in unserer Unterhaltung gestört worden, indem daß ein graues Auto mit solcher Geschwindigkeit herangesaust gekommen ist, daß ich und der Stiedke fast darunter geraten sind. Aus dem Haus haben die Schutzleute wie der Blitz einen Menschen herausgeholt und in das Auto geschmissen, und schon geht es dahin. Ich habe fast nichts gesehen, so schnell ist das gegangen, und wo ich mich besonnen habe, was geschehen ist, war es schon um die Ecke verschwunden.

Der Stiedke hat triumphierend gesagt, er habe ihm noch eine hineingehaut, dem Serb. In der Neuhauserstraße sind alle Leute dem Auto nach und es hat geheißen, daß ihm das Auge herausgehauen worden war, dem Lumpen, dem elendigen.

Jetzt bin ich aber müde gewesen. Darum habe ich dem Veteran und dem Stiedke vorgeschlagen, daß wir zum Ausruhen in den Franziskaner gehen. Die beiden sind mit, und wir haben die politische Lage besprochen.

Der Stiedke hat gesagt, es gibt bestimmt Krieg, der Mittermaier, das ist der Veteran von Anno 70, hat dagegen gesagt, jawohl, mit Rußland vielleicht, aber die Franzosen haben sie Anno 70 so versohlt, daß sich die nicht trauen täten, wieder anzufangen, ich soll meinen Max ruhig in Paris lassen, wo er doch eine so gute Stelle hat, und soll auch meinen Leuten zu Hause keine Angst machen!

Das hätte es gar nicht gebraucht. Wie oft hat

es nicht geheißen, jetzt gibt's Krieg, und nachher war es doch nichts!

Ich habe mir also mein Bier schmecken lassen und meine Zigarre auch und habe ruhig zugehört. Mein Kopfweh war in der Luft ja auch vergangen gewesen.

Zum Schluß haben wir ausgemacht, daß wir uns in der nächsten Zeit öfters hier treffen wollen. So geht es ja immer in der politischen Wolkenzeit.

Aber damit es keinen Irrtum gibt, am anderen Tage hat in der Zeitung gestanden, daß der Serb ein Berliner war und hat vor dem Café Fahrig gesagt, die Münchner haben da aber bös gehaust. Was braucht der Berliner sich auch in unsere Münchner Angelegenheiten einzumischen!

Der Stiedke hat ihn nicht getroffen. Denn in der Zeitung heißt es, daß nur ein Schutzmann verletzt worden ist. Es ist ja, wie gesagt, so schnell gegangen, daß man gar nichts hat sehen können, und da hat der Stiedke den Falschen getroffen. Das schadet dem Schutzmann nichts, er war ja einer von denjenigen, welche so gegrinst haben.

Der Stiedke kann aber lachen, daß damals die Wogen der Begeisterung so hoch gegangen sind, sonst hätte er diese Watsche schwer büßen müssen, welche er dem Schutzmann hineingehaut hat.

IV

Wie Herr Pepi Huber nach Kriegsausbruch seine Mieter behandelte und wie sein Sohn Max aus der Fremde zurückkehrte.

Wenn ich jetzt nachdenke, wie die nächsten acht Tage vergangen sind, nachher muß ich schon sagen, daß es nicht schön war. Denn die patriotische Begeisterung, das ist mehr für jüngere Leute etwas, woran man seine Freude hat.

Jetzt war ich nicht mehr so sicher, daß es keinen Krieg gibt, wie am letzten Sonntag. Wenn ich auch gedacht habe, die Menschen sind doch nicht mehr so dumm, so habe ich doch auch wieder denken müssen, sie sind doch immer noch dumm.

Ich war den ganzen Tag auf der Straße. Der eine Bekannte hat gesagt, es gibt Krieg, der andere, einen Schmarren, es gibt keinen.

Und erst die Geschäftemacherei mit den Extrablättern! Da kaufst du dir eines und steht bloß drin, was im Morgenblatt schon gestanden hat, kostet aber jedesmal ein Zehnerl. Ich habe gesagt, eine Schande ist es, wie die Zeitungen einem das Geld aus der Tasche stehlen, und dann alleweil wieder etwas Neues an den Anschlagtafeln, und nachher haben sie wieder

angeschlagen, daß es nicht wahr ist. Deine Ruhe hast du da gesehen gehabt.

Gegen Ende der Woche ist meine liebe Frau und die Fanny heimgekehrt mit dem Gepäck und haben beide geflennt, wo sie mich wieder gesehen haben.

Was flennts denn? sage ich.

Es gibt ja Krieg, haben die beiden geschrien, ein Unteroffizier hat es in der Bahn gesagt.

Da habe ich gesagt, sie sollen ihr dummes Maul halten, aber ich habe jetzt doch so eine Ahnung gehabt, daß es Krieg gibt, und wo es dann richtig gekommen ist, habe ich zu meinen Freunden gesagt, seht ihr, ich hab's gleich gesagt, daß es zum Krieg kommen muß.

Ich muß schon sagen, jetzt ist es mir wie ein Stein vom Herzen gefallen und die Zeitungen haben ganz recht, daß ein dumpfer Druck von uns genommen ist.

Aber ich muß doch auch wieder sagen, daß die Sache nicht so einfach ist, wie meine Freunde Mittermaier und Stiedke vor der Kriegserklärung behauptet haben.

Der Stiedke hat gemeint, es ist ganz gut, wenn ein frischfröhlicher Krieg kommt und er stellt sich gleich als Freiwilliger, und der Mittermaier, es muß einen Krieg geben, damit die Geschäfte wieder gehen wie nach dem 70er Krieg, und die Jungen sollen nur auch ihre Schädel hinhalten, wie er es Anno 70 getan hat.

Das ist ja schon alles recht, aber mir als Hausbesitzer kann es ja gleich sein, ob die Geschäfte gehen. Ich habe doch immer meine Wohnungen alle vermietet,

und beim Steigern ist es den Mietern ja überhaupt nie recht, ob die Geschäfte gut gehen oder schlecht.

Jetzt haben gerade wir Hausbesitzer zuallererst daran glauben müssen. Da ist eine Partei im Rückgebäude, wo der Mann hat einrücken müssen. Bei der schönen Einigkeit und Opferfreude, welche mit dem Krieg auf einmal ausgebrochen ist, habe ich ihr gern am Zins nachgelassen, trotzdem der Mann ein Sozialdemokrat ist und die Sozi immer auf die Hausbesitzer schimpfen.

Aber wo der Sekretariatsassistent gekommen ist und hat auch wollen weniger zahlen, trotzdem er nicht in den Krieg muß, und hat doch sein sicheres Auskommen, da habe ich ihm gesagt, da schau her, Sie beziehen doch Ihren Gehalt weiter, da wird fein nichts daraus, Herzerl!

Ueberhaupt muß ich schon sagen, daß mir die Sozi recht gut gefallen haben, weil sie so treu zu unserem König Ludwig und Kaiser Wilhelm gehalten haben in der Stunde der Not, und man hat doch immer Angst gehabt, daß sie Revolution machen, wenn es einmal Krieg gibt. Ja, das deutsche Volk ist ein erhebendes Schauspiel gewesen in diesen heißen Augusttagen, und wenn es so geblieben wäre, dann wäre ich ja auch nicht dazu gekommen, diese Zeilen niederzuschreiben. Aber davon muß ich später erzählen.

Nach dem Sekretariatsassistent ist natürlich wie immer als der letzte der Kunstmaler gekommen, welcher das Atelier im vierten Stock hat. Er war nämlich auch auf dem Lande gewesen, ganz in unserer Nähe, ist aber auch wieder herein wegen dem Kriege.

Der kommt also als letzter, zahlt seinen Zins und sagt dann, er will mich in einer besonderen Angelegenheit sprechen. Dabei hat er die Fanny, welche gerade im Zimmer war, so komisch angeschaut, daß ich mich geärgert habe.

Ich habe ihn damals überhaupt nicht recht leiden können, weil er mir immer um die Fanny herumgestrichen ist in der Sommerfrische. Aber auch in der Stadt hat er z. B. meiner lieben Frau immer Bücher zum Lesen gebracht, aber ich bin doch nicht so dumm, daß ich nicht gemerkt habe, wegen wem er alleweil kommt, und ich kann der Fanny doch auch nicht auf jeden Schritt und Tritt nachlaufen, ob sie nicht zu ihm aufs Atelier geht. Den Kunstmalern darfst du überhaupt nicht trauen und besonders jetzt, wo die deutsche Sittlichkeit wieder hat sollen eingeführt werden.

Wollen Sie vielleicht auch Zinsermäßigung, frage ich also ziemlich barsch, weil Krieg ist?

Ich möchte Sie wegen einer anderen Sache sprechen, sagt er, das wird die Frage wegen dem Zins vereinfachen.

Na, dann sprechen Sie doch, sage ich.

Das kann ich nicht so ohne weiteres, sagt er und druckt sich herum.

Warum denn nicht? frage ich, es ist doch außer uns niemand da, denn die Fanny war nämlich schon wieder hinausgegangen. Und dabei denke ich, was wäre denn nachher das? Doch ich habe es nicht erraten.

Aber er hat nicht mögen und gesagt, er kommt später noch einmal, wenn es mir paßt.

Mir hat es eigentlich nicht recht gepaßt. Aber da-

mals war man so freundlich gesinnt gegen alle seine Nebenmenschen, wie es in der Stunde der Not auch sein muß.

Die patriotische Begeisterung, wie beim Fahrig oder bei den Kundgebungen auf der Straße, war ganz anders gewesen. Aber jetzt hat man, wie auch unser Kaiser gesagt hat, keine Parteien mehr gekannt und hat sich aneinandergeschlossen und hat jeden gern gehabt, auch wenn man ihn nicht besonders gern hat leiden können, denn wer weiß, was man miteinander noch erleben muß.

Trotzdem ich ihm also zuerst habe sagen wollen, ich habe keine Zeit zu Besprechungen, habe ich es doch unterdrückt. Natürlich habe ich gedacht, daß er wegen dem Zins sprechen will oder künden, und da habe ich mir gesagt, jetzt will ich es ihm doch hinreiben. Denn ich habe nämlich einen besonderen Hock auf ihn gehabt, weil ich schon mehrmals nachts bemerkt habe, daß er im Auto heimgefahren ist. Ich selber fahre immer mit der Trambahn oder ich gehe zu Fuß nach Hause, trotzdem ich es mir hundertmal eher leisten könnte, als so ein armer Kunstmaler. Was braucht dann der Auto fahren?

Aber kaum ist er heraußen, da läutet es. Und wer steht heraußen? Unser Max, welcher aus Paris geflüchtet und zu den Fahnen des Vaterlandes heimgeeilt ist.

Das war eine Freude! Meine liebe Frau und die Fanny haben geflennt, weil er glücklich wieder heimgekehrt ist, und dann haben sie geflennt, weil er wieder

hinaus muß ins Feld, wo er doch Unteroffizier der Reserve ist beim Leibregiment.

Ich habe aber einen Stolz gehabt, daß ich auch kann einen Sohn hinausschicken zur Verteidigung unserer höchsten Güter. Ich habe gedacht, jetzt braucht der Metzgermeister Rohracker nicht mehr so aufdrahn, weil sein Sohn hinaus hat müssen, besonders wo er sich doch soviel geärgert hat, weil er sich gerade hat vom Geschäft zurückziehen wollen und dem Sohn das Geschäft übergeben, und da ist der Krieg hereingebrochen.

Ich habe mein Geschäft schon lange verkauft und meinen Sohn willig und mit Freuden auf dem Altar des Vaterlandes geopfert.

V

Wie Herr Pepi Huber dem Kunstmaler Steffens die Türe wies und wie der Professor Kniebohrer auf der Bildfläche erschien.

Um zwölf Uhr ist der Steffens, der Kunstmaler, doch wieder gekommen und jetzt ist die Gaudi losgegangen. Er hat seinen besseren Anzug angehabt, und ich bin mit ihm in das hintere Zimmer.

Ich habe vom Krieg angefangen und gesagt, es ist ganz gut, daß es jetzt losgeht.

Er antwortet, man kann darüber verschiedener Ansicht sein, aber er kommt wegen etwas anderem.

Jetzt paß auf, denke ich.

Ja, sagt er, er muß jetzt, wo Krieg ist, seine Angelegenheiten ordnen.

Das wird ganz gut sein, wenn Sie das tun, sage ich, denn wenn es in Ihren Angelegenheiten geradeso ausschaut wie in Ihrem Atelier, nachher haben Sie ein schönes Stückerl Arbeit vor sich. Und ich denke auch, jetzt will ich es ihm dann wegen dem Autofahren stecken.

Da sagt er, nein, das kann im Handumdrehen geschehen, weil es mit der Nottrauung rasch geht.

So, sage ich, heiraten wollen Sie? und denke, das

Flitscherl möchte ich auch sehen, welche einen solchen Kunstmaler heiratet.

Jawohl, sagt er ganz ruhig.

Ja, was kann ich Ihnen dabei helfen? frage ich und denke, dem wird der Zins nicht ermäßigt, wenn er auch noch glaubt, er muß jetzt heiraten, wo er kaum selber genug hat zum Leben.

Sehr viel, antwortet er wieder ganz ruhig.

Wen wollen Sie denn heiraten? frage ich.

Was sagt er mir da nicht in aller Seelenruhe pfeilgrad ins Gesicht? Ihre Tochter möchte ich heiraten, sagt der unverschämte Mensch.

Meine Tochter, frage ich bloß und lache, weil mir das so narrisch vorgekommen ist, daß er so etwas sagt. Ja, wenn ich möchte, schon!

Aber er sagt, es ist mein voller Ernst.

Jetzt habe ich gesehen, daß er keinen Witz macht und auch nicht spinnt. Darum habe ich eine Wut gekriegt wegen dieser Unverschämtheit. Dann dürften Sie Ihnen geschnitten haben, sage ich, glauben Sie denn, daß die Fanny Sie nimmt?

Jawohl, sagt er, das glaube ich.

Jetzt ist es mir doch zu dumm geworden, und ich habe ihn hinausgeschmissen und ihm die Wohnung verboten. Wart nur, habe ich gedacht und meine Frau gemeint, welche den Kunstmaler in der letzten Zeit immer so gerühmt und gepriesen hat, das wenn du hörst! Aber die ganze Geschichte ist mir doch nicht so ganz sauber vorgekommen, und darum habe ich meiner lieben Frau von dieser Besprechung doch lieber nichts gesagt.

Der Max hat nach dem Essen gleich in die Türkenkaserne müssen. Ich habe ihn begleitet und bin dann in den Hofgarten.

Im Hofgarten hat es damals ganz anders ausgesehen als sonst im Sommer. Keine Fremden hast du mehr gesehen, bloß ein paar Amerikaner, welche man an ihren Fahnerln gekannt hat, welche sie angesteckt hatten. Jetzt hat man sich mit seinen Nachbarn wieder gemütlich unterhalten können, ohne daß einem passiert, daß sie einen angaffen, als sei man ein Zulukaffer oder ein Eskimo.

Alles hat nur vom Krieg gesprochen, und jeden Augenblick sind sie mit ihren Rotekreuzschleiferln gekommen. Aber es hat doch jeder etwas gegeben und man hat das goldne Münchner Herz wieder so recht leuchten sehen. Darum bin ich auch, trotz der Besprechung mit dem Kunstmaler, wieder in eine recht gemütliche Stimmung gekommen, besonders wo mir eingefallen ist, daß die Nottrauung für ihn gar nicht gilt, indem er ja nicht gedient hat und nicht in den Krieg muß.

Dann habe ich mir den Simplicissimus gekauft und mich gefreut, daß er plötzlich auch patriotisch geworden ist, und da habe ich soviel lachen müssen, wie er unsere Feinde vermöbelt, daß ich die Geschichte wegen der Fanny ganz vergessen habe.

Ich habe mich auch sehr gut unterhalten mit einem Herrn, welcher sich als Gymnasialprofessor herausgestellt hat.

Dann ist auch der Stiedke gekommen. Er hat ge-

sagt, er will sich in den nächsten Tagen stellen als Freiwilliger.

Der Professor hat gesagt, er ginge auch gleich mit, wenn er noch jünger wäre.

Der Stiedke und er hat so begeistert gesprochen vom Kriege, daß ich auch ganz in Schwung gekommen bin und gedacht habe, wenn nichts mehr zusammengeht, so marschiere ich auch noch mit. Aber gesagt habe ich es doch nicht.

Der Stiedke hat mir jetzt besser gefallen als vorher. Vielleicht war es auch deshalb, weil wir jetzt mehr als früher das Gefühl gehabt haben, daß wir Deutsche alle Brüder sind, ob es ein Bayer ist oder ein Preuße, und mit den Oesterreichern ja auch, welche ich schon immer besser habe leiden können als die Preußen.

So feurig hat der Stiedke vom Krieg gesprochen, und da ist mir wieder der Steffens eingefallen, welcher gesagt hat, man kann verschiedener Ansicht sein darüber. Und auch wo der Stiedke mit einem Fräulein mit Rotekreuzschleiferln gescherzt hat, habe ich gedacht, das ist ein fescher Kerl und der wäre mir als Schwiegersohn schon lieber als so ein Kunstmaler.

Nachher haben wir alle zusammen im Franziskaner zu Nacht gegessen und ausgemacht, uns dort öfters zu treffen. Der Mittermaier kann uns dann vom 70er Krieg erzählen und die Schlachten erklären. Der Professor heißt Kniebohrer und ist als Student auch in Frankreich gewesen. Was dann nicht der eine weiß, kann der andere sagen.

Der Professor hat auch gemeint, wir Deutsche wer-

den siegen, weil sich das Zweikindersystem in Frankreich rächen wird. Er hat auf dieses System geschimpft, aber er versteht das doch nicht so, weil er nicht verheiratet ist.

Aber wir sind doch alle zuversichtlich gewesen und keiner hat gezweifelt, daß wir siegen werden, trotz der Welt von Feinden.

VI

Wie Herr Pepi Huber sich in den Dienst des Vaterlandes stellte und wie er auf den Spionenfang ausging.

Aber deine Ruhe, wenn du gemeint hast, daß du jetzt hättest, da hast du dich gewaltig geschnitten. Eines Morgens heißt es in der Zeitung: Spionen im Lande! und man ist aufgefordert worden, die Behörden zu unterstützen.

Wo ich das beim Kaffee gelesen habe, da habe ich gedacht, jetzt ruft auch uns der Dienst des Vaterlandes, und ich habe mich also besonnen, ob ich auch helfen kann. Bei uns heraußen in Schwabing, da gibt es ja allerhand Schlawiner, daß schon recht gut ein Spion dabei sein kann. Ich habe mich sehr lange besonnen, aber keinen herausgebracht. Da habe ich mir gedacht, man muß auf der Straße suchen, ob man einen entdeckt und am Krawattl nehmen kann. Ich habe meinen Hut aufgesetzt und meinen Stock zur Hand genommen und bin erst einmal durch die Hohenzollernstraße gegangen und unterwegs habe ich mir überlegt, wo die Spionen wohl zu finden sind. In Schwabing sind sie ganz gewiß nicht, denn da wohnen diese Schlawiner ja und können nichts Neues ausspionieren.

Jetzt ist mir ein guter Gedanke gekommen, daß die

Spionen sich sicherlich bei den Kasernen herumtreiben, denn dort können sie ja allerlei Militärisches sehen und dazu sind sie ja da. Ich bin also zum Oberwiesenfeld gegangen.

Am Wehramt ist ein ganzer Haufen Leute gestanden, welche sich dort haben eintragen lassen. Ich habe mich hingestellt und meine Freude daran gehabt, wie sie sich alle hindrängen, um dem Rufe des Vaterlandes Folge zu leisten. Nachher habe ich angefangen, mir die Leute gemütlich anzusehen, die dort vor der Türe in Reihen gewartet haben, bis sie daran kommen.

Wie ich also da stehe und die Leute gemütlich ansehe, da tupft mich einer von hinten auf die Schulter. Ich drehe mich um und vor mir steht ein Mann mit einem Bart und sagt leise, kommen Sie doch ein paar Schritte mit!

Ha? sage ich.

Sie sollen ein paar Schritte mitkommen, damit es kein Aufsehen erregt.

Ich errege kein Aufsehen, sage ich.

Dann bitte, legitimieren Sie sich, sagt er.

Da legst dich nieder, sage ich jetzt, ich soll —

Nein, nein, antwortet er mit einem Male ganz freundlich und lacht, es ist nicht nötig, ich habe mich getäuscht.

Sind Sie nicht recht beisammen da oben? frage ich und deute auf meine Stirne.

Entschuldigen Sie, aber wir müssen ein wachsames Auge haben.

So, sage ich, Sie sind wohl ein Kriminaler?

Da habe ich so viel lachen müssen, und wir haben uns die Hand geschüttelt, wo er weiter ist. Der dumme Kerl hat mich selber für einen Spion gehalten. Aber so sind sie, die Herren von der Polizei, den rechten erwischen sie immer zuletzt.

Ich habe mir die Lehre gemerkt, wie vorsichtig man zu Werk gehen muß, wenn man einen Spion fangen will. Darum habe ich mir die jungen Leute erst ganz genau angesehen. Aber wo ich schon wieder weiter will, da sehe ich einen und der kommt mir verdächtig vor.

Der Mensch sieht aus wie ein Russe. Er hat ein breites, käsiges Gesicht, kleine, schiefe Augen und lange, schwarze Haare. Aber so sehen ja noch mehr aus, besonders in Schwabing, und auch ohne Hut auf. Was mir verdächtig vorgekommen ist, das war, daß der Mensch mit den anderen nicht gesprochen hat und sich auch so ängstlich herumgedrückt hat.

Oha, denke ich, was will der gerade beim Wehramt, den will ich doch aufs Korn nehmen, aber Vorsicht, Pepi!

Erst habe ich es machen wollen, wie der Kriminaler, aber dann habe ich mir gesagt, so ist es nichts, denn so ein Spion, wenn er ein richtiger ist, nachher geht er nicht mit, sondern durch. Oder daß er gleich auf dich schießt oder sticht, denn so ein richtiger Spion ist ja schon ein ganz wagehalsiger Kerl und trägt sicher Waffen bei sich. Das ist mir noch zur rechten Zeit eingefallen und jetzt habe ich mich besonnen, wie ich es machen will.

Wo ich mich besonnen habe, wie es der Kriminaler

gemacht hat, damit er weiß, daß ich kein Russe bin oder ein Franzos oder Engländer, da ist es sicher deshalb gewesen, weil er mir's an der Sprache angehört hat.

So will ich es auch machen, habe ich gedacht, und bin zu ihm hin und habe ihn gefragt: Sie, erlaubens, wo ist denn hier das Wehramt?

Da sagt dieser Schlawiner: Sie ståhn jo kerade davor!

Ich habe es da gleich an seiner Aussprache gemerkt, daß er ein Sachse ist, denn ich bin ja nämlich in meinen jungen Jahren auf der Wanderschaft auch in Sachsen gewesen.

Dank schön, habe ich gesagt, und bin weiter.

Er ist sicher auch ein Sachse und kein Spion, er sitzt jetzt noch alle Abend im Café Stefanie, wo ich ihn schon oft gesehen habe, wenn ich vorbei gekommen bin.

Aber die jungen Leute haben alle gelacht und einer hat mir nachgerufen: I glaub, der sieht nicht gut, dem müssen wir eine Brille kaufen!

Ich habe mich aber weiter nicht umgekehrt, sondern habe meinen Aerger über diese Reden, welche noch viel saftiger gewesen sind, verschluckt und gedacht, ich erleide dies ja im Dienste des Vaterlandes. Da habe ich eingesehen, wie schwer es ist, einen Spion zu entdecken.

Das habe ich auch auf dem Heimwege gemerkt.

Bei einem Krämer sind da ein paar Leute zusammengestanden und haben gerade von Spionen geratscht. Da geht ein dunkelhaariger Mensch vorüber.

Aus dem Laden heraus kommt ein Weib gelaufen

und schreit, das ist ein Spion, ein Serb! und deutet auf ihn.

Jetzt aber kommt ein Mann hinter ihr hergelaufen, packt sie am Arm und haut ihr eine hinein. Was ist das? schreit er, du dummes Luder, du saudummes! und zieht sie wieder in den Laden und schreit, ein Bulgar ist er, und zum Glück hat er es nicht gemerkt, das sind unsere Freunde, aber ich sag's ja immer, die Weiber verstehen nichts von der Politik!

Wie ich das nachher beim Essen erzähle, sagt meine Frau, den Steffens haben sie heut morgen auch bald verhaut als Spion.

Woher weißt denn du das? frage ich, denn ich habe ihm ja die Wohnung verboten gehabt.

Aber sie hat es von der Marie gehabt.

Ich habe innerlich gelacht und gedacht, wenn sie ihn nur recht gehaut hätten, der ist ja frecher wie ein Schlawiner und Spion, wenn er auch ein Deutscher ist. Ja, ja, so habe ich damals gedacht, aber es ist ja noch viel schlimmer gekommen. Doch ich muß diese Erzählung auf später verschieben und jetzt in meinen Diensten fortfahren, welche ich beim Spionenfangen geleistet habe.

VII

Wie Herr Pepi Huber durch die Spionenhetze in sittliche Empörung und durch die Wasservergiftung in körperliches Unbehagen geriet.

Nachmittags im Hofgarten hat es geheißen, daß es sehr nötig ist mit dem Spionenfangen. Auf dem Oberwiesenfeld haben sie einen in Offiziersuniform gefangen und drei, welche als Schwestern verkleidet waren. Außerdem hat man erzählt, daß in Neufreimann viele erschossen worden sind.

Nachher hat in der Zeitung gestanden, es ist nicht wahr. Aber sie werden schon ihre Gründe haben, warum sie es dementieren. Es ist ja manches nachträglich dementiert worden, auch daß der französische Arzt in Metz die Wasserleitung nicht mit Cholera vergiftet hat und daß der Gastwirtssohn in Kochem, welcher den Tunnel gesprengt hat, nicht erschossen worden ist. Aber ich glaube, was mich anbetrifft, daß bei solchen Nachrichten doch immer etwas Wahres ist.

Doch muß ich jetzt auch erklären, daß die Spionenfangerei in einen rechten Unfug ausgeartet ist. Das habe ich selber erlebt. Ich bin nachher durch die Stadt und während ich vom Rathaus zum Stachus gegangen bin, hat es dreimal einen Auflauf gegeben.

Beim zweiten habe ich ganz genau gesehen, wie es geht. Da kommt ein fünfzehn- oder sechzehnjähriger Lausbub daher und mit einem Male deutet er auf ein Milchmadel und schreit, ein Spion, ein Spion. Ich habe genau gesehen, wie er gegrinst hat und sich dann schnell aus dem Staube gemacht. Sofort sind die Leute von allen Seiten hergesprungen und einer hat geschrien, ja, er sieht es an den plumpen Schuhen und alles hat auf das Madel eingehauen. Ich selber bin in dem Gedränge getreten worden, natürlich gerade auf meinen empfindlichen Fuß. Dann ist alles in einen Laden hineingestürmt, dem Madel nach.

Endlich ist auch ein Schutzmann gekommen, aber er hat nichts machen können. Ich habe ihm gesagt, es ist seine Pflicht, das arme Madel zu befreien.

Aber er hat noch einmal behauptet, er kann nichts machen und zu was zieht auch das Milchmadel so verdächtige Schuhe an?

Jetzt bin ich empört weiter gegangen. Denn es gibt immer Elemente, welche im Trüben fischen wollen und ihre Gaudi haben. Da sollen aber dann die Schutzleute eingreifen, denn wozu zahlt man sie denn? Wenn alles ruhig ist, nachher ist es keine Kunst, die Ruhe aufrecht erhalten. Sie sollen zeigen, was sie können, wenn man sie braucht. Aber man weiß ja, daß sie dann nie da sind.

Am Stachus war wieder so ein Auflauf. Ich bin diesesmal nicht hingegangen, weil ich schon weiß, warum. Aber knallen habe ich es hören. Einige haben gesagt, es ist bloß ein Autoreifen geplatzt, aber einer hat behauptet, es ist ein Spion erschossen worden, welcher

als Kapuziner verkleidet war. Das wird wohl nie herauskommen.

Im Franziskaner hat der Mittermaier gesagt: Ja, die Spionen sind schlau, das war schon Anno 70 so, sie verkleiden sich, damit man sie nicht kennt — die Frauen als Männer und die Männer als Frauen.

Ich muß aber sagen, daß ich das nicht schlau finde, denn so erkennt man sie noch viel besser, als wenn sie nicht verkleidet sind.

Der Stiedke hat mir recht gegeben. Er hat erzählt, daß man in seinem Laden eine Spionin entdeckt hat, welche als Mann verkleidet war, weil sie sich immer an das Haar hingelangt hat, wie die Frauen, damit die Einlagen nicht herausrutschen.

Wie ich mit dem Stiedke um elf Uhr nach Hause gegangen bin, da ist uns noch ein Spionenabenteuer passiert. Vor uns geht eine Dame ganz allein über den Odeonsplatz. Auf einmal rennt der Stiedke voraus und spricht die Dame an.

Ich habe gedacht, das ist eine von denjenigen, welche man um diese Zeit auf der Straße trifft, und daß der Stiedke das nicht so vor mir zu tun braucht, wo er doch weiß, daß ich ein ordentlicher Ehemann bin.

Er spricht leise mit ihr und sie hat weiter wollen, aber er faßt sie mit einem Arm um die Schulter und ist mit der anderen Hand an ihrer Bluse beschäftigt.

Das ist doch ausgeschamt, denke ich und bin wirklich empört über den Stiedke und will schon weiter, weil ich denke, der kommt heute abend doch nicht mehr. Aber da höre ich, wie sie beide lachen, und der Stiedke kommt wieder zu mir herüber.

Das brauchen Sie nicht vor mir und auf offener Straße zu tun, Herr Stiedke, sage ich.

Jetzt aber erklärt er es mir, er hat geglaubt gehabt, daß die Dame ein verkleideter Spion ist. Darum hat er sie angesprochen, und wo sie hat davon wollen, hat er erst recht geglaubt, daß es so ist. Er hat ihr gesagt, daß er sie zum nächsten Schutzmann führt, wenn sie sich nicht als Dame ausweist, und erst wo er sich davon überzeugt hat, hat er sie wieder gehen lassen.

Mir hat diese Handlung vom Stiedke nicht gefallen. Ich habe es ihm gleich nicht recht geglaubt, und jetzt bin ich überzeugt davon, daß er es gar nicht im Ernst gemeint hat und daß er bloß die damalige Gelegenheit benützt hat, wo alles im Dienste des Vaterlandes hat wollen die Behörden unterstützen.

Weil ich gerade jetzt von Unfug spreche, so muß ich auch das Erlebnis erzählen, welchem ich und meine Familie und die halbe Stadt am folgenden Tage zum Opfer gefallen bin.

Ich war also gerade mit dem Kaffeetrinken fertig und die Fanny will die Tassen und Kannen hinaustragen, da kommt auf einmal die Marie ins Zimmer gestürzt, so daß sie ihr das Brett aus der Hand haut und alles auf den Boden fällt und kaputt ist.

Sie dumme Gans, schreit die Fanny, meine liebe Frau stößt einen Schrei aus, ich erschrecke an dem Geschrei und Geklirr, weil ich gerade in meine Zeitung vertieft war.

Aber das hat nur einen Augenblick gedauert, denn es ist noch besser gekommen.

Das Wasser ist vergiftet, schreit die Marie, das

Wasser ist vergiftet, und kümmert sich gar nicht um die Tassen, sondern rennt wieder hinaus und zur Wohnungstür hinaus.

Welches Wasser? frage ich und denke, das Mädchen ist plötzlich verrückt geworden. Rasch laufe ich ans Fenster, um zu sehen, wo sie hinrennt; aber da merke ich erst, wie ein Auflauf auf der Straße ist. Alle Leute sind beieinander gestanden, andere sind durch die Straße gerannt, und bei der Anschlagetafel war es schon ganz schwarz von Menschen. Ich mache das Fenster auf und rufe hinaus, was los ist, da schreit einer herauf: die Wasserleitung ist vergiftet.

Mich stimmst du, sage ich bloß.

Und jetzt kommt langsam ein Auto gefahren, da steht einer darin und ruft fortwährend mit lauter Stimme: kein Wasser trinken, kein Wasser trinken!

Wo ich den gesehen habe, da habe ich es natürlich geglaubt. Mir wäre es genügend, denke ich.

Meine liebe Frau und die Fanny haben sich auf das Sofa gelegt und geheult.

Aber ich habe mich rasch von meinem Schrecken erholt und zur Fanny gesagt, schnell meine Schuhe! Sie holt sie und ich ziehe einen an, da kommt jedoch schon wieder die Marie hereingestürzt und schreit, die Wasserleitung ist vergiftet, steht auf dem Extrablatt, und bei der Apotheke am Eck steht schon ein ganzer Haufen Vergiftete, und sie hat selber schon Bauchweh, und es sind schon eine ganze Menge Leute gestorben auch.

Ja haben Sie denn heute schon Wasser getrunken, Marie? frage ich.

Nein, aber Kaffee, schreit sie und legt sich auf den Teppich hin und wälzt sich herum.

Jetzt ist auch mir der kalte Schweiß gekommen. Aber ich habe gedacht, vielleicht macht es doch nichts, weil das Wasser gekocht war, und darum habe ich mich wieder schnell gefaßt und gesagt, so jetzt bleibt ihr alle hier, ich laufe rasch zum Arzt ins Nebenhaus.

Erst auf der Straße habe ich gemerkt, daß ich nur einen Schuh anhabe, am andern Fuß noch einen Pantoffel. Der Arzt im Nebenhaus war nicht zu Hause, er ist telephonisch weggerufen worden, sagt seine Frau.

Eine ganze Menge Leute haben bei ihm gewartet und geheult und gesagt, sie haben alle schon Bauchweh und wenn der Doktor nur bald kommt! Sie sind bis auf die Treppe gestanden, und einige haben sich bereits übergeben müssen.

Jetzt ist mir aber ein rettender Einfall gekommen. Wie der Blitz bin ich heimgerannt und habe geschrien, alle den Finger in den Hals stecken!

Und das haben wir auch alle getan. Es ist scheußlich gewesen!

Wo ich nachher noch ganz schwach am Fenster gestanden bin, da ist ein Auto von einer anderen Zeitung vorbeigefahren mit einer großen Tafel: Das Wasser ist n i ch t vergiftet.

Aber jetzt war es schon zu spät, und an diesem Morgen hat mir gerade der Kaffee so besonders gut geschmeckt gehabt. Ich wenn wüßte, wer das dumme Gerücht aufgebracht hat!

VIII

Wie Herr Pepi Huber durch gewisse Folgeerscheinungen des Krieges die Eintracht in seiner Familie gestört sah und wie er sich tröstete.

Und dann ist die Einnahme von Lüttich gekommen. Daran denke ich zeitlebens, weil es einen schweren Krach gegeben hat zwischen mir und meiner lieben Frau.

Denn damals hat ja alles gedacht, jetzt muß aber gespart werden. Wir haben uns darum auch überlegt, an was gespart werden kann.

Erstens einmal habe ich gesagt, ist es nicht notwendig, daß meine liebe Frau und die Fanny alle Tage in den Hofgarten zum Kaffeetrinken gehen. Ich gehe ja selber hin, und wenn was Neues ist, dann werde ich es ihnen schon erzählen, wenn ich nach Hause komme.

Aber da hat meine liebe Frau nicht mögen. Sie hat gemeint, daß jetzt der Hofgarten wie eine große Familie ist, weil alles für die Soldaten Strümpfe strickt und keine Fremden mehr da sind.

Ich habe geantwortet, gerade weil ihr jetzt Strümpfe für die Soldaten strickt, habt ihr ja eine Unterhaltung und könnt es auch zu Hause tun.

Die Fanny hat gesagt, zu Hause hält man es nicht aus, und meine liebe Frau hat gesagt, sie versteht nichts von Politik, aber es ist so romantisch, daß alles wie eine große Familie ist und das ist wie im Volk, wo jetzt alles, Bayern und Preußen und Schwaben und alle zusammengehören, und wie sie alle ihr Blut gemeinsam für das Vaterland vergießen, so stricken auch die Frauen gemeinsam im Hofgarten.

Ist schon recht, habe ich jetzt gesagt, weil ich mich gefreut habe, daß meine liebe Frau auch den großen Pulsschlag der Zeit spürt. Das habe ich ihr gar nicht zugetraut, wo sie doch am Anfang alleweil nur über den Krieg geschimpft hat, weil jetzt das Fleisch und die Milch und Butter und Brot und überhaupt alles teurer wird und unser Max auch mit muß und sein Leben aufs Spiel setzen.

Sie hat dann auch gemeint, das können wir an unserer Marie heraussparen, weil doch jetzt so viele Dienstmädchen stellenlos werden, und sie kann froh sein, wenn wir ihr Essen und Schlafen weitergeben, darum kann sie wohl auf den Lohn verzichten für das Vaterland.

Aber ich habe das nicht zugelassen. Nein, sage ich, so schlimm steht es noch nicht, ich bin kein solcher Leuteschinder, daß ich jetzt keinen Lohn mehr zahle, denn ich will doch auch nicht in die „Post“ hineinkommen, und mit dem Teurerwerden kann es wohl nicht so schlimm sein, in der Zeitung steht ja immer, man soll nur den Kopf nicht verlieren, wie die Leute, welche am Anfang ihre Ersparnisse auf der Sparkasse und

den Banken geholt haben, und wir haben ja auch tüchtig Vorräte eingekauft.

Denn wir haben ja eine große Menge Mehl, Reis, Grieß, Kartoffeln usw. gleich zentnerweise gekauft, wo der Krieg ausgebrochen ist. Unsere Marie hat stundenlang warten müssen, bis sie alles das Zeug gekriegt hat, und sie ist gleich mit dem Wagerl hingefahren.

Ich habe damals gleich gesagt, wo wollt ihr denn hin mit dem vielen Zeug, aber da hat es immer geheißen, es gibt eine große Hungersnot, und dann ist man froh, wenn man Wasserreis und Grießknödeln hat.

Und was ist nachher passiert? Ich kann das jetzt gleich erzählen. Alles ist billiger geworden als am Anfang, weil die Geschäftsleute damals gesagt haben, sie haben nur wenig und müssen es teuer verkaufen. Darum haben wir alles teuer bezahlt. Jetzt muß ich alle Tage Reis essen, und in das Mehl und den Grieß sind Würmer hineingekommen. Wir haben alles herschenken müssen an die Frau im Rückgebäude, wo der Mann im Feld ist, weil sie sagt, daß die Würmer ihr nichts ausmachen.

Mit dieser Art von Sparen ist es also nichts gewesen; aber mit einer anderen. Meine liebe Frau und Tochter sind nämlich auch nicht mehr ins Theater und Konzert gegangen, bloß noch auf einen billigen Platz in den Kino.

Die Fanny hat allerdings gesagt, sie geht lieber ins Konzert als in den Kino, aber meine liebe Frau hat den Kino lieber. Das hat schon manche Auftritte gegeben wegen dem Kino.

Aber ich habe gesagt, nichts da, ihr geht in den Kino, das kostet weniger und dauert länger als das Konzert, und schließlich ist ja auch ein Klavierspieler dabei.

Aber meine liebe Frau hat sich geärgert darüber, und darum ist die Geschichte gekommen bei der Einnahme von Lüttich.

Es hat eine allgemeine Freude über das Heldenstück geherrscht. Gleich haben die Hausbesitzer ihre Fahnen herausgehängt, aber ich habe keine Fahne gehabt.

Ich habe ja schon immer eine wollen anschaffen, um am Prinzregenten- oder Königs Geburtstag zu flaggen, und wenn sonst etwas los war. Aber das ist mir nie so wichtig vorgekommen, und darum habe ich es auch von einem Jahre zum anderen verschoben. Ist auch wahr, man beflaggt da die Häuser, weil es die anderen halt auch tun, und wenn man es nicht tut, ist es auch gleich. Das merkt kein Mensch, wenn ich keine Fahne habe.

Aber jetzt hat mich eine richtige Freude gepackt, ganz von innen heraus, über unseren Sieg, und ich habe nicht gefragt, ob man es merkt oder nicht, sondern ich habe eine Fahne haben wollen, weil es mich so sehr gefreut hat und weil ich auch habe zeigen wollen, wie ich stolz und dankbar bin auf unser tapferes Heer.

Ich sage also meiner lieben Frau, daß ich in die Stadt fahre, eine Fahne kaufen. Jetzt hat sie aber anders aufgemuckt.

Was, schreit sie, bei den teuren Zeiten auch noch eine Fahne kaufen, wo wir so sparen müssen, und wir gehen nicht einmal mehr in den Hofgarten. Und jetzt

hat sie losgelegt und gesagt, was wir alles sparen täten, indem wir aus der Sommerfrische zurück sind, und dann kann sie sich wohl leisten, in den Hofgarten zu gehn.

Gerade deshalb kann ich ja eine Fahne kaufen, sage ich.

Aber das hat ihr durchaus nicht in den Kopf gehen wollen und hat immer weiter geschrien und zuletzt noch angefangen zu flennen.

Da ist zum Glück unser Max gerade aus der Kaserne gekommen. Er hat fesch ausgesehen in der neuen feldgrauen Uniform. Er hat gefragt, was denn schon wieder los ist.

Da hat meine liebe Frau gesagt, dein Vater will in diesen traurigen Zeiten auch noch eine Fahne kaufen.

Natürlich wird eine Fahne gekauft, sagt er, wo er doch auch bald ins Feld zieht.

Da hat die Mutter nichts mehr gesagt, und ich bin fort und habe sie rasch gekauft. Nach dem Essen haben wir sie dann herausgehängt, und der Max hat mit der Mutter gesprochen und ihr erklärt, daß ich ganz recht habe und daß er sich freut, daß die Alten gerade so begeistert sind wie die Jungen.

Das hat mich so gefreut, daß ich gesagt habe, so und heute nachmittag gehen wir alle in den Hofgarten, denn in solchen freudereichen Zeiten soll man alle kleinlichen Uneinigkeiten fahren lassen, und wenn wir sonst auch treulich sparen müssen, an Siegestagen drückt man ein Auge zu. Ich habe auch meinen Leuten gesagt, sie sollen sich recht festlich herausputzen, weil der Max auch hat kommen wollen, sobald er aus der Kaserne

fort kann. Also sind wir in den Hofgarten gegangen, und es war ein Vergnügen, durch die festlichen Straßen zu gehen bei dem schönen Wetter, wo überall die Fahnen geflattert sind.

IX

Wie Herr Pepi Huber mit seiner Familie in den Hofgarten ging und wie sich seine Tochter Fanny dort aufführte.

Kaum sind wir im Hofgarten gesessen, da ist die Baronin vorbeigegangen, welche früher bei uns im ersten Stock gewohnt hat. Sie hat uns freundlich gegrüßt und gefragt, ob meine Frau und Tochter nicht auch im Schloß beim Komitee helfen wollen.

Aber natürlich, Frau Baronin, das glaube ich, hat meine Alte gesagt und nur so geleuchtet mit den Augen.

Ich habe auch meinen Sohn auf den Altar des Vaterlandes gelegt, habe ich hinzugesetzt, wenn die Frau Baronin ein wenig warten wollen, muß er gleich kommen.

Meine liebe Frau hat dann gefragt, wann und wie, und da hat sie gesagt, ganz einfach sollen Sie kommen, gerade wie Sie jetzt angezogen sind.

Ich habe ihr sagen wollen, so einfach ist das nicht, Frau Baron, der Hut von meiner Frau ist nämlich ein echter Pariser Modellhut, aber ich habe es unterdrückt, weil ich gedacht habe, es ist besser, ich sage es nicht.

Dann ist die Baronin weiter und hat nicht gewartet, bis der Max kommt, aber er ist auch nicht mehr

gekommen, weil er an diesem Tage nicht mehr aus der Kaserne hat fortdürfen.

Wir waren also recht vergnügt. Meine liebe Frau hat sich gefreut, daß sie ins Schloß kommt, und es sind die Prinzessinnen dabei und gar keine Standesunterschiede, und daß ihre Freundinnen sich ärgern, wenn sie das erfahren.

Dann ist auch der Stiedke gekommen und hat sich sehr gefreut, meine Frau Gemahlin und Fräulein Tochter kennen zu lernen. Ich weiß nicht, was die Fanny gehabt hat, aber sie hat ihn schon recht schnippisch behandelt auch.

Sie hat gleich gefragt, ob er sich auch als Freiwilliger gestellt hat.

Er antwortet, nein, er täte sich aber gleich stellen, wenn er nicht seine alte Mutter zu versorgen hätte.

Ich muß allerdings sagen, daß ich ganz baff war, weil er mir am Tag vorher gesagt gehabt hat, daß er sich gestellt hat, und da hat er doch die alte Mutter auch schon gehabt. Aber ich habe keine Zeit gehabt, um ihn zu fragen, denn in diesem Augenblick hat man über dem Hofgarten einen Flieger knattern hören, und gleich ist alles in die Arkaden geflüchtet, der Stiedke mit seinen langen Beinen voraus, weil es ja hätte ein feindlicher sein können und Bomben werfen. Dann hat man das Eiserne Kreuz auf den Flügeln gesehen und alles gelacht und an die Tische zurück.

Das hätten Sie gleich sehen können, Herr Stiedke, sage ich, Sie haben doch einen Zwicker auf.

Aber er sagt, ich werde doch hier nicht mein Leben

riskieren, wo mich doch das Vaterland im Felde besser brauchen kann.

Da sagt die Fanny ganz spöttisch, Sie gehen ja nicht ins Feld, Herr Stiedke, daß der Stiedke gar nicht gewußt hat, was antworten, und er ist doch nicht aufs Maul gefallen zu anderen Zeiten.

Jetzt ist aber etwas passiert, was mir die ganze fröhliche Stimmung verdorben hat.

Auf einmal kommt der Steffens an unserem Tisch vorüber und grüßt. Meine Frau winkt ihn her und fragt, wie es gegangen hat auf dem Wehramt.

Er sagt, sie haben ihn genommen, aber noch zurückgestellt, weil sie zu viel Freiwillige haben.

Die Fanny hat den Stiedke gar nicht mehr angesehen, sondern nur alleweil den Steffens, so daß der Stiedke aufgestanden ist und gegrüßt und fort.

Ich habe mich über die Fanny geärgert und sie mit dem Fuß gestupft, sie hat es aber nicht gemerkt. Dann hat sie gefragt, ob er nicht Platz nehmen will. Ich habe mit den Augen gewinkt, aber sie hat es wieder nicht gemerkt. Sie hat es ja auch nicht wissen können, daß ich ihn hinausgeschmissen habe. Eine Ahnung wenn du hättest, denke ich, so würdest du ihn nicht einladen, sich an unseren Tisch zu setzen. So habe ich wenigstens damals gedacht. Aber ich habe nichts machen können.

Jetzt hat er mir aber schon geraucht. Denn ich habe jetzt nämlich eine ganz besondere Art von Wut auf den Steffens gehabt. Ich habe mich allerdings gefreut, daß er sich gestellt hat, so ein nichtsnutziger

Kunstmaler, das gestehe ich laut ein, und ich hätte es ihm nicht zugetraut.

Aber gerade deshalb habe ich mich geärgert, weil ich nie gedacht hätte, daß er einmal etwas Gescheites tun würde, und jetzt tut er es doch, trotzdem er gar nicht so patriotisch begeistert ist, wie z. B. der Stiedke.

Dann habe ich mich geärgert, daß ich ihn deshalb jetzt eigentlich besser leiden kann als vorher, und das ist doch nichts, wo er ja so frech ist und will meine Tochter heiraten. Die Wut auf den Steffens war eigentlich auf mich selber gemünzt, und gerade darum war sie erst recht groß.

X

Wie Herr Pepi Huber doch wieder mit dem Kunstmaler Steffens ins Gespräch kam und wie ihm nachher mitgespielt wurde.

Aber jetzt ist mir die allgemeine Einigkeit im deutschen Volke wieder eingefallen, und ich habe mich bemüht, kein unfreundliches Gesicht zu machen, trotzdem er mir, wie gesagt, schwer geraucht hat.

Er hat sich also hergesetzt, und damit daß er mir mit der Fanny nicht zu viel spricht, habe ich angefangen, über den Krieg zu diskutieren. Aber wir sind ganz einig gewesen und ich habe mich wieder ärgern müssen, daß wir uns auch ganz gut verstehen.

Nur hat er gesagt, daß es keinen Sinn hat, wenn jetzt alles sparen will. Ich habe an die Autos denken müssen, welche er immer benützt hat, und habe gesagt, es wäre ganz gut gewesen, wenn manche Leute vielleicht früher schon gespart hätten, damit sie in der Zeit sparen und dann haben sie in der Not.

Da hat er gesagt, ja, das ist ganz richtig, und wer hätte auch gedacht, daß es einen Krieg geben würde. Aber er hat gerade vor dem Ausbruch des Kriegs in der Sommerausstellung noch ein Bild verkauft, hat er erzählt, und das langt ihm Gott sei Dank über eine

ganz hübsche Zeit hinweg, und dann wird er ja auch einrücken. Aber, sagt er, das ist nicht richtig, daß die begüterten Leute jetzt sparen, und darum hat er sich auch nicht zum Getreideeinbringen gemeldet, daß den armen Leuten nicht der Verdienst weggeschnappt wird.

Ich bin erstaunt gewesen, daß er sich traut, das zu sagen, wo doch alles aufgefordert hat, bei der Ernte zu helfen, aber ich habe ihm doch recht geben müssen, weil ich ja von meinem früheren Beruf her weiß, was für geizige Rammel, gescherte die Bauern oft sind. Deshalb habe ich mich wieder geärgert.

Jetzt hat meine liebe Frau gesagt, ja, ich habe es meinem Mann auch schon gesagt, daß das nichts ist mit dem Sparen.

Aber da ist mir auf einmal meine Fahne eingefallen, welche so stolz in der Luft weht, und meine liebe Frau hat nicht wollen, daß wir sie anschaffen, und jetzt habe ich auch daran denken müssen, daß der Kunstmaler mir einen so frechen Antrag gemacht hat, und da habe ich doch nichts sagen können, weil ich wohl gemerkt habe, daß meine Frau jetzt nicht nachgibt, wenn ich mit ihr ins Streiten komme, und da hat er mir so schwer geraucht, daß ich nichts habe sagen können.

Endlich ist der Maler fort.

Ich habe richtig aufgeatmet und bin dann auch heim mit meiner Familie.

Da ist mir dann noch das Allerunangenehmste passiert, indem daß wir bei einer Gemüshändlerin vorbeigegangen sind, bei welcher meine Frau nichts mehr einkauft.

Dieses unverschämte Mensch sagt da zu einer Nachbarin ganz laut, damit ich es hören soll, die Frau Privatier hat heut auch ihre Fahne herausgehängt, und deutet auf meiner Frau ihren Hut.

Zu einer anderen Zeit hätte ich vielleicht nichts gesagt, aber weil er mir immer noch so geraucht hat, drehe ich mich um und frage, wie meinen Sie das?

Halt a u ch, sagt sie.

Da gehe ich auf sie los und sage, was heißt das „halt a u ch"?

Jetzt ist sie in den Laden geflüchtet, hinter den Tisch und schreit, es ist überhaupt eine Schande, in den traurigen Kriegszeiten mit so einem Hut herumlaufen und Ihre Tochter mit einem geschlitzten Rock!

Weil schon ein ganzer Haufen Leute zusammengelaufen und stehen geblieben ist, habe ich nur gesagt, Sie können mich überhaupts nicht beleidigen! und bin weiter.

Ob er mir da nicht geraucht haben soll!

Und zu Hause ist es erst recht losgegangen. Da ist nämlich ein anonymer Brief gelegen und darin gestanden, man weiß schon, wer mit wem alle Nachmittage im Kaffeehaus beim Chinesischen Turm sitzt, aber das ist kein Wunder bei einem deutschen Mädchen, welches heute noch in einem geschlitzten Rock herumläuft. In dem Brief war ein Ausschnitt aus der „Neuesten" und darin war das Wort „frivole Dirnentracht" mit rotem Bleistift angestrichen. Jetzt hat er mir aber gestunken, muß ich schon gleich sagen. Wer sitzt mit wem im Englischen Garten? habe ich gebrüllt.

Die Fanny und meine liebe Frau hat gesagt, das wissen sie nicht.

Aber das bezieht sich auf meinen Rock, heult die Fanny, und sie sagt, sie wisse schon, von wem der Brief ist, und die wird sich natürlich hüten, etwas von ihren krummen Beinen zu zeigen.

So ist dieses schöne Siegesfest ausgegangen.

Ich habe alleweil an den Brief denken müssen und nachgedacht, wer mit wem beim Chinesischen Turm sitzt. Ich habe mir den Kopf halber zerbrochen, ob damit auch die Fanny gemeint ist.

Ja, es ist schon eine Aufgabe, eine Tochter aufzuziehen mit unbescholtener Ehre. Und ich habe auch wieder eingesehen, daß der Ehestand ein schwerer Stand ist.

Daß du mir den Rock nicht mehr anziehst, den ausgeschamten! habe ich zur Fanny gesagt.

Dann mußt du mir einen neuen kaufen, sagt sie.

Und das gibt's ja nicht wegen dem Sparen, sagt meine liebe Frau ganz bissig.

Das ist mir ganz gleich, habe ich geantwortet, die Fanny soll meinetwegen im Hemd herumlaufen, aber nicht mehr mit dem geschlitzten Rock, wenn ihr durchaus gespart haben müßt. Vielleicht glaubt ihr's aber dem Herrn Steffens eher als mir, habe ich hinzugesetzt, daß man nicht so zu sparen braucht, die begüterten Leute, ihr habt ihn ja an unseren Tisch eingeladen, und gehören wir etwa vielleicht nicht zu den begüterten Leuten?

So habe ich es ihnen hingerieben, aber ich habe mir vorgenommen, jetzt in der Kriegszeit öfters als sonst

zu meinen Bekannten in den Franziskaner zu gehen. Da hat man eine vernünftige Ansprache und das hat man mit den Weibern doch nicht.

Der Hafen der Ehe ist nicht bloß alleweil Glück und Frieden, das muß ich immer denken, wenn ich von Lüttich reden höre, und das wird auch der Steffens schon noch merken, weil er doch so scharf gewesen ist auf das Heiraten.

XI

Wie Herr Pepi Huber seinen Max an die Bahn geleitet und wie sich seine Gattin an diesem Ehrentage benahm.

Den Ehrentag, wo mein Max ins Feindesland abgefahren ist, werde ich nie vergessen.

In der Zeitung hast du damals alle Tage lesen können, daß jede Mutter ihren Sohn und jede Frau ihren Mann willig auf dem Altar des Vaterlandes opfert und daß sie ihn mit Freuden hinausziehen läßt in Kampf und Donner mit Blut und Eisen oder ähnlich hat es geheißen.

Das ist aber ein Schwindel. Daß die Sekretärsfrau, welche früher bei uns im vierten Stock gewohnt hat und hat ausziehen müssen, weil es immer ein Saustall war bei ihr und es wie in einem Taubenschlag bei ihr hergegangen ist, wenn ihr Mann auf der Kanzlei war, daß eine solche Frau ihren Mann gern ziehen läßt, das glaube ich schon.

Aber sonst sind die Frauen schon anders und auch die Mütter. Ich habe sehr viele Frauen gesehen, wo der Mann hat ins Feld müssen. Ich habe auch sogar solche gesehen, welche wie Hund und Katze miteinander gelebt haben, und haben doch heulen müssen, wo er fort ist.

Das alles sage ich, daß meine liebe Frau jetzt nicht als unpatriotisch angesehen wird, wenn ich erzähle, wie es damals hergegangen ist, wo unser Marl ausgerückt ist.

Denn das sage ich offen, das ist meine Meinung, daß sich eine Frau und Mutter gar nicht zu schämen braucht, wenn sie ihre Lieben beweint, welche vielleicht auf kalter Feindeserde ihren Geist ausatmen müssen.

Wir sind also auf dem Bahnhof gestanden mit den anderen Müttern und Vätern und Frauen und Kindern und haben gewartet.

Meine liebe Frau hat schon im Tramwagen so schwer geatmet und ist ganz bleich gewesen, wo sie doch sonst immer so ein blühendes Gesicht hat. Kaum hast du aber weit drunten in der Luisenstraße die Soldaten kommen sehen und die Vöglein im Walde singen, da sind ihr die Tränen heruntergelaufen, und sie hat geheult, und die anderen Frauen haben auch geflennt.

Aber erst, wo jetzt dem Max seine Kompagnie einmarschiert ist! Alle sind sie, wie es sich im Krieg gehört, beim Abschied schön mit Blumen geschmückt gewesen. Sie hat nachher gesagt, daß die Blumen schuld daran sind, weil sie immer an eine Leiche hat denken müssen.

Ich habe ihr gesagt, jetzt nehme dich zusammen, Anna!

Da hat sie zwar nicht mehr so laut gejammert, aber die Tränen sind ihr alleweil heruntergelaufen, und sie hat geschluchzt, sie kann nichts dafür.

Der Professor Kniebohrer, welcher auch auf dem

Bahnhof war, hat gesagt: Trösten Sie sich, liebe Frau Huber, er tut es ja für das Vaterland und es gibt nichts Schöneres, als für das Vaterland sterben, und hat es auch auf Lateinisch gesagt.

Aber da ist das Jammern erst recht wieder losgegangen, und er ist ja auch ein Junggeselle, welcher das Mutterherz nicht kennt.

Ich habe mich sogar noch ein bisserl geärgert über seine Reden, weil er mich an die Zeitung erinnert hat und wie übertrieben das ist. Das ist ganz gut gewesen, denn es hat mich auch ein bisserl gedrückt im Hals, schließlich ist es ja dein eigen Fleisch und Blut.

Da sind sie aber schon einmarschiert in den Bahnhof und sind so lustig gewesen und haben alle geschwitzt und gebrüllt, und einer hat geschrien, Paris muß boarisch wern!

Da habe ich auch Hurra gerufen und Hoch, weil es mich so erleichtert hat.

Ja, ich muß schon sagen, daß es mir weh getan hat in der Brust und daß auch kein Auge trocken geblieben ist, aber es hat's niemand gemerkt, meine liebe Frau auch nicht, weil sie alle den Soldaten nachgeschaut haben.

Da habe ich mich auch erst daran erinnert, daß ich ganz vergessen gehabt habe, Zigarren zu kaufen und auszuteilen. Unser Max hat natürlich alle Taschen voll gehabt, aber es gibt doch auch arme Teufel unter seinen Kameraden, und denen hätte ich gerne was mitgegeben. Nachträglich haben wir ja auch dem Max immer viel mehr geschickt, als er rauchen kann, zum Verteilen unter seiner Kompagnie.

Denn es ist ja wirklich etwas Schönes um die Kameradschaft unter Soldaten, die auf Leben und Tod geht und nicht so wie unter dem Zivil, wo man gleich Händel miteinander kriegt und einen Hock aufeinander hat wegen jedem Dreck.

Das habe ich auch meiner lieben Frau gesagt, wo wir aus dem Bahnhof heraus sind und sie sich immer noch nicht hat fassen können. Es ist doch eine Freude, auch zu sehen, wie die jungen Leute bereit sind, mit ihrem Leben einzustehen für Gott und Vaterland und unser Hab und Gut auch, denn der Russe und der Franzose oder gar die Neger wenn hereinkommen, so hast du alles gesehen gehabt.

Sie hat schließlich gesagt, ja, du hast schon recht.

Aber den ganzen Tag und noch einige Tage länger hat sie immer noch ein trauriges Gesicht mit Tränen in den Augen gehabt. Sie braucht sich gar nicht zu schämen, daß sie es getan hat.

Die Zeitungsschreiber mögen von mir aus schreiben was sie wollen!

Da ist ja einer unter dem Strich, der dort einen Artikel geschrieben hat in dem genannten Sinne, und den kenne ich. Es ist ein leichtsinniger junger Kerl, er wohnt in unserer Nähe in Schwabing, der lacht nur über das Mutterherz.

Er schreibt gerade so, wie es verlangt wird. Das hat er mir schon selber gesagt. Die Zeitungen müssen halt auch darauf sehen, daß das Geschäft geht, das ist ihre Pflicht und Schuldigkeit, wenn sie gute Geschäftsleute sein wollen. Ich habe es ja selber gesehen, daß

die Leute solche romanhafte Artikel gern lesen, wo schöne Sprüche gemacht sind.

Auch meine liebe Frau, welche doch ein so großes Mutterherz hat, hat dann einige Tage später, wo dieser Artikel gekommen ist, selber gesagt, das ist so schön und poetisch, und sie hat auch ihren Sohn mit Freuden hingegeben.

Ich habe nichts geantwortet, aber ich habe ja selber gehört, wie sie geheult hat.

Und mit den Zeitungen ist das akkurat so, wie mit den dicken und gelben und warmen und geschwollenen Würsten und den Stock- und Weißwürsten und dem Preßsack und dem Leberkäs. Das muß ich wissen, wo ich doch selber früher Charkutier gewesen bin. Die Wurst mußt ihnen halt machen, wie sie sie haben wollen, wenn sie anders auch viel besser wären, und so ist es mit den Zeitungen auch!

XII

Wie Herr Pepi Huber mit seinen Freunden Stiedke, Mittermaier und Kniebohrer eine Stammtischrunde auftat und wie der Dr. Schmidt und der Herr Lampl dazu kamen.

Aber es ist doch ein richtiger Ehrentag gewesen, damals, wo unser Max fort ist.

Als wir nämlich aus dem Bahnhof herausgekommen sind, da drängt sich eine große Menschenmenge um die Anschlagtafel beim Tietz, und es heißt ein großer Sieg unseres Kronprinzen, und es sind auch schon die Fahnen herausgehängt worden beim Tietz.

Jetzt heißt es handeln, sage ich zu meiner lieben Frau, welche noch ganz verheulte Augen gehabt hat, und es soll mich nicht reuen, ein Auto zu nehmen.

Wir sind also im Auto heimgefahren und haben auch unsere Fahne herausgehängt und haben gesagt, daß unser Max jetzt gerade recht kommt zum Einzug in Paris.

Nach dem Essen habe ich meinen schwarzen Rock angezogen und bin in die Stadt, um den Jubel über den Sieg mitzuerleben.

Ich muß schon sagen, unsere schöne Stadt München sieht nie schöner aus, als wenn die Fahnen überall

heraußen sind und alles zur Feier des Tages auf den Straßen spazieren geht.

Und alle Lokale sind so voll gewesen, daß du kaum noch einen Platz gekriegt hast. Es ist nur gut, daß wir im Franziskaner unseren Stammtisch haben.

An diesem Ehrentage sind auch alle dagewesen, ich und der Mittermaier und der Stiedke und der Kniebohrer.

Dieser hat noch einen Herrn mitgebracht, welcher in Friedenszeiten Kunstkritiker ist an einer hiesigen großen Zeitung und jetzt Allgemeines geschrieben hat, weil es ja keine Kunstausstellungen mehr gegeben hat und er doch etwas schreiben muß dafür, daß er seinen Gehalt bekommt. Ich sage nicht, welche Zeitung es ist, weil mir der Professor gesagt hat, daß man Diskretion darüber halten muß.

Dieser Herr ist uns nachher von großem Nutzen gewesen, weil wir durch ihn unseren Einfluß auf den Gang der Ereignisse geltend gemacht haben.

Aber ich will der Reihe nach erzählen, wie alles gekommen ist.

Wir haben natürlich von dem großen Sieg gesprochen, und dann auch von meinem Max, weil es der Zufall hat wollen, daß ich der einzige bin, welcher einen Sohn im Felde hat, indem dem Mittermaier seine zu alt dazu sind.

Die anderen haben mir alle gratuliert.

Der Stiedke hat gesagt, er wird sich doch jetzt auch bald stellen und seine Hilfe dem Vaterlande weihen, und der Professor hat behauptet, es tut ihm leid, daß er nicht geheiratet hat. Wenn er geheiratet hätte,

dann würde er sogar mehr als einen Sohn unter den Fahnen haben, weil er schon immer gesagt hat, wenn er heiratet, will er viele Kinder haben. Das sagt er.

An diesem Tage hat mir das Bier noch nie so gut geschmeckt und den anderen auch.

Dann ist noch ein Oesterreicher an unseren Tisch gekommen, welcher ein Geschäft in München-Süd hat, und jetzt sind die Wogen der Begeisterung erst recht hoch gegangen. Er hat gesagt, daß unsere Bundesgenossen Schulter an Schulter, Arm in Arm und Hand in Hand mit uns kämpfen und siegen, und daß sie uns den Hötzendorf schicken wollen, damit auch im Osten die Russen gehauen werden.

Das hat besonders mich so viel gefreut, weil ich die Oesterreicher schon immer gerne habe leiden können, besonders die Wiener, erstens wegen ihrer Sprache und zweitens, weil sie auch ein goldenes Herz haben wie wir und weil ich mich mit den Preußen eigentlich erst durch diesen Krieg recht befreündet habe.

Ich habe gesagt, sie können den Hötzendorf ruhig behalten, weil sie ja auch eine sehr schwere Aufgabe haben, und sie sollen jetzt schauen, daß sie Belgrad kriegen, weil es doch gleich zu Beginn des Krieges in einem Telegramm geheißen hat, daß sie es schon haben.

Der Oesterreicher hat gemeint, sie wissen sicher, warum sie es noch nicht erobert haben, das sei eine Falle für die Serben, denn die Oesterreicher wenn wollten, dann hätten sie es schon längst. Die Oesterreicher seien sicher geradeso tapfer wie die Bayern,

und man kann sie ruhig auch die österreichischen Löwen nennen.

Er hat dann gerufen: die österreichischen und die bayerischen Löwen, sie leben hoch! Und wir haben so laut hoch geschrien, daß das ganze Lokal aufgestanden ist und hoch geschrien hat, hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!

Nachher ist die Freude sogar noch größer geworden. Aber dazu muß ich erst erklären, wie das gekommen ist, damit man es richtig versteht.

Wir haben über den Krieg nach den verschiedenen Fronten gesprochen und über die Feinde Deutschlands, welche uns rings umstarren. Damals hat man ja noch geglaubt, daß die Japaner zu uns helfen wollen.

Der Oesterreicher hat es selber gesagt, ein Landsmann von ihm hat es aus Wien, daß die Japaner zu uns helfen, und es hat übrigens ja auch in der Zeitung gestanden, daß das wahr ist.

Wie wir davon gesprochen haben, kommt ein Japaner herein, ein Student, welcher den Dr. Schmidt kennt, das ist der Kunstkritiker gewesen. Der Japaner lächelt und sagt, er glaubt auch, daß Japan bald losschlagen wird.

Da haben wir Japan auch hochleben lassen, und der Japaner hat gesagt, in Japan ruft man Banzai. Das habe ich mir gemerkt, weil ich so viel darüber habe lachen müssen, indem daß man an die Banzen denken muß und wenn angezapft wird.

Ich brauche mich gar nicht zu schämen, das einzugestehen, denn der Schmidt hat mir nachher erzählt, daß auch ihr Auslandsredakteur es nicht gewußt hat,

ob Japan zu uns hält oder gegen uns, und er hat deshalb im voraus zwei Leitartikel geschrieben, einen, in welchem er die Japaner rühmt und preist, und einen mit dem Gegenteil, damit er auf alle Fälle gerüstet ist. Auch über Portugal, Rumänien und sogar Italien hat er im voraus zwei Artikel geschrieben.

Das ist auch ein Beweis dafür, daß die Zeitungen nicht mehr wissen, als wir auch, besonders wenn sie ein altes Konversationslexikon haben, wie sich eine falsche Zahlenangabe in einer Zeitung nachher aufgeklärt hat.

Zum Schluß hat aber dann der Professor gesagt, es ist jetzt genug des Jubels, und wir als Zurückgebliebene müssen jetzt auch schauen, wie wir uns für das Vaterland nützlich machen.

XIII

Wie Herr Pepi Huber an den Sitzungen teilnahm und wie sie bei der großen Sache das Ihre leisteten.

Das war allen aus der Seele gesprochen. Denn man glaubt es gar nicht und muß es erlebt haben, wie damals ein jeder das Gefühl in sich gehabt hat, daß er auch mitwirken muß an der großen Sache.

Das ist aber gar nicht so leicht, wie wir gesehen haben, wo wir beraten haben, was wir machen können, wenn man nicht als Freiwilliger geht.

Was soll man da auch Gescheites helfen, wo sie doch für alles schon im voraus so gut gesorgt haben und alles hat so gut geklappt? Nicht einmal in den Lazaretten oder auf dem Ministerium haben sie einen brauchen können.

Nur für wenige hat sich Arbeit gefunden, z. B. für einen von unseren berühmten Schriftstellern, welcher sich gemeldet hat, um auf dem Schlachtfelde den Soldaten ihre letzten Briefe zu schreiben, und es ist auch gleich in der Zeitung gekommen. Aber sie haben ihn doch nicht brauchen können, scheint's, denn ich habe ihn nachher noch lange hier in München gesehen.

Wir waren ganz froh, wo das Kistl herumgegangen ist, in welchem man die Zigarren für das Rote Kreuz

sammelt, denn das war das einzige, was wir herausgefunden haben, daß wir für das Vaterland tun können.

Da hat der Professor gesagt, wenn wir auch nichts finden, so können wir doch in anderer Weise eine segensreiche Tätigkeit entfalten, man muß nur den Mut nicht sinken lassen, sondern in diesen schweren Zeiten zusammenstehen und uns öfters treffen und beratschlagen, wie man sich nützlich erweisen kann. Es gibt z. B. vieles in unserem eigenen Vaterland, was schon lange hat sollen abgeschafft worden sein, z. B. die Ausländerei, und jetzt ist die Zeit gekommen.

Der Oesterreicher hat gesagt, dazu gehört auch die Pariser Mode und die Wiener Mode ist ihr sogar überlegen.

Da habe ich gesagt, warum sollen wir nicht gleich eine Münchner Mode auch haben? Man sieht ja, daß die Franzosen die Besiegten sind, und warum sollen wir Münchner es nicht auf anderen Gebieten ebenso gut können wie sie, wo wir doch auf dem Gebiet des Militärs es auch haben besser können und sind doch darin keine Fachleute wie die Preußen, indem ja der General von Keim es noch vor einem Jahr vom 70er Krieg gesagt hat.

Jetzt ist aber der Mittermaier aufgefahren, aber der Professor hat ihm gesagt, er soll jetzt nicht mehr mit den alten Geschichten kommen, und diese Zeit ist geeignet, um seinen Feinden zu verzeihen. Der Mittermaier hat sich dann auch zufrieden gegeben.

Der Dr. Schmidt aber hat gesagt, ja, das ist geradeso auch mit der Kunst. Bei unseren guten Künstlern, z.

B. in der Sezession, da können die Franzosen noch was lernen, aber man läßt sie in Zukunft nicht mehr herein in unser schönes München.

Das verstehe ich zwar nicht so gut, denn ich mag die Kunst am liebsten im Glaspalast und in die Sezession gehe ich nie, trotzdem ich auch hier halben Eintritt haben könnte durch den Steffens.

Die Fanny geht aber hin und sagt, es sei auch sehr schön, besonders die dicken Engelein, welche der Akademieprofessor immer malt, welcher früher bei uns im Haus gewohnt hat.

Aber wenn ich das auch nicht so gut verstehe, so hat doch der Schmidt sicher recht, denn das weiß ja jedes Kind, was für eine berühmte alte Kunststadt unser München ist und die Bilder, welche der Goltz am Odeonsplatz ausstellt und wo man immer so viel lachen muß, das ist französische Kunst. Und das siehst du ja von weitem, was das für Schund ist, wenn du auch nichts davon verstehst!

Ich habe dann auch gesagt, ja, und die französischen Pensionate für unsere Töchter müssen dann auch aufhören, und der Stiedke hat gesagt, und die englischen Stoffe auch. Aber das sind doch bloß deutsche, wie in der Zeitung gekommen ist.

Es war also wirklich eine Freude zu sehen, wie alles voll Eifer beseelt war, und wir haben alle geschimpft, wo es um zwölf Uhr geheißen hat, es ist Polizeistunde.

Ich erzähle das alles extra so ausführlich, denn ich schreibe ja diese Erinnerungen auch nieder, damit daß man sieht, daß auch wir das unsere geleistet haben. Ich weiß ja ganz genau, daß es etwas anderes ist, in den

Schützengräben und auf dem Schlachtfelde kämpfen, als zu Hause bleiben. Aber ich bin auch der Ansicht, daß wir Alten nicht auf das Schlachtfeld können und uns doch verdient gemacht haben für das Vaterland, und davon spricht man nie.

Auch wir haben manches Opfer bringen müssen und gerne gebracht. Ich will nicht vom Oktoberfest reden, welches in diesem Jahre ausgefallen ist. Wer ein Münchner ist, weiß was ich damit sagen will, wo man von klein an daran gewöhnt ist und sich schon beim Salvator und Maibock darauf freut und nachher fällt es wegen dem Krieg aus.

Darum ist es ein Unsinn und ein Unrecht, nur immer die jungen Leute, welche ihre Pflicht und Schuldigkeit tun, wie wir ja schließlich auch, so sehr zu loben und preisen und rühmen, daß sie am Ende ganz eingebildet werden, wie ich selber schon Beispiele erlebt habe.

Aber ich will damit nicht sagen, daß wir nicht dankbar sind den Soldaten, welche uns vor dem Feind behütet haben, und mein eigener Sohn ist ja auch dabei.

An diesem Abend war die Stimmung so gehoben aus Dankbarkeit für ihre Heldentaten. Und weil auch mein Max an diesem Tage hinausgezogen ist, habe ich dem Stiedke hundert Mark geliehen bis auf den 1. September. Er hat gesagt, er braucht's, um einige Ankäufe für seine Ausrüstung zu machen, weil er bald einrückt, und er will es mir am 1. September zurückzahlen.

Ja, diesen Tag werde ich mein Leben lang nicht vergessen, und ich war bloß noch einmal in so gehobener

Stimmung, nämlich damals, wo unser Hindenburg die vielen Russen geschlagen hat.

Meine liebe Frau hat allerdings am anderen Morgen geschimpft, daß ich einen Krach gemacht habe, wo ich das Schlüsselloch gesucht habe und sie geweckt, aber wo dann nach ein paar Tagen das schöne Gedicht vom Possart und die Feldpostkarte von unserem Max gekommen ist, daß er mit Hurra die Grenze überschritten hat, da hat sie die gehobene Stimmung auch verstehen können, welche aus dem Patriotismus entspringt, und später hat sie mir mehr als einmal vorgeworfen, daß ich nicht so patriotisch bin wie sie.

XIV

Wie Herr Pepi Huber in der nächsten Zeit sich benahm und wie er abermals ein Zwiegespräch mit dem Kunstmaler Steffens führte.

Wenn wir Deutsche so felsenfest sind in der Ueberzeugung, daß wir siegen werden, so ist das nicht bloß eine Eingebildetheit wie bei den Engländern und Franzosen, sondern wir haben unsere Gründe dafür. Wer die Zeit um Ende August miterlebt hat, der weiß, was ich meine, und weil es alle miterlebt haben, brauche ich es gleich gar nicht weiter zu erklären.

Wo es nachher langsamer gegangen ist, habe ich nicht ein einziges Mal den Mut verloren, wie mancher damals gleich gesagt hat, auweh, es geht schlecht, z. B. wo die Japsen Tsingtau erobert haben oder wo sie den Kapitän Müller von der Emden gefangen haben. Nicht bloß allein diese großen Siege sind schuld an unserem großen Vertrauen, sondern auch die Ordnung zu Hause. Wenn nicht die vielen Verwundeten auf den Straßen und die vielen Soldaten auf den Tramwägen gewesen wären, wo sie jetzt in Kriegszeiten haben umsonst fahren dürfen, so daß sie bald das Gehen fast verlernt haben, und nicht die frühe Polizeistunde eingetroffen wäre, so hättest du gar nicht gemerkt, daß noch Krieg ist.

Da sieht man, was es wert ist, wenn jeder auf seinem Posten an dem Siege Deutschlands mitgearbeitet hat, und wir zu Hause haben es gerne getan, weil unsere Soldaten immer gesiegt haben, und unsere Soldaten habe gerne gesiegt, weil sie gesehen haben, daß wir zu Hause das unsere getan haben, und wenn es bloß die Liebesgaben waren.

Ja, da fiel nacheinander Namur, Givet, Laon, Reims, unsere Kavallerie war ganz nah bei Paris, nicht weiter als Feldmoching von München, und was uns am allermeisten gefreut hat, sind die Prügel, welche die Engländer bei St. Quentin gekriegt haben. Auch die Oesterreicher haben damals in Galizien gesiegt, und erst unser Hindenburg bei den masurischen Seen! Aber das weiß ja jeder, und ich brauche es nicht extra zu erzählen.

Man war schon daran gewöhnt, daß jeder Tag ein neuer Sieg ist, und wenn einmal weniger als 10 000 Gefangene waren, hat man schon gesagt: was wäre denn das?

Unser Bäcker hat alleweil gejammert, wie wir die Gefangenen füttern und gemeint, man hätte sie gleich sollen hinmachen auch.

Das habe ich aber nicht für richtig gehalten und gesagt, ich habe volles Vertrauen zu unserem Heere und das gleiche Vertrauen zu unserer Verwaltung. Ich habe ihm auch gesagt, wenn es mit dem Schwätzen getan wäre!

Und darum habe ich mehr getan als schwätzen und bin hergegangen und habe allen meinen Mietern, welche durch den Krieg getroffen sind, freiwillig den Zins

heruntergesetzt. Das muß man anerkennen, daß ich auch mein Scherflein beigetragen habe, ganz abgesehen von meinen Leistungen für das Rote Kreuz und die Angehörigen der Kriegshilfe, was ja in der Zeitung gestanden ist.

So froh und dankbar gestimmt war ich, daß ich auch dem Steffens gesagt habe, welchen ich Ende August auf der Treppe getroffen habe, ich setze Ihren Zins monatlich um zehn Mark herunter.

Dann behalte ich das Atelier, hat er geantwortet, denn er war mittlerweile zum Ausbilden eingerückt. Wann kann ich den Zins bringen, Herr Huber? fragte er noch.

Jetzt gleich, sage ich, kommen Sie nur herunter! An das Wohnungsverbot habe ich nicht mehr gedacht.

Er ist auch gleich gekommen und wir haben uns über den Krieg unterhalten.

Von der Fanny hat er nichts mehr erwähnt. Er hat gesagt, es geht ja alles gut, und da brauchen z. B. die Gelehrten und Künstler nicht gleich alle Beziehungen zum Ausland abzubrechen, und man braucht auch dem Ausland nicht alle Verdienste um die Kultur abzuschneiden; das ist nur ein Zeichen von Feigheit, das haben wir gar nicht nötig.

Ich verstehe diese Sachen nicht so, sage ich, aber was der Dr. Schmidt über die französische Kunst geschrieben hat, das wird wohl stimmen, nicht?

Im Morgenblatt war nämlich gerade ein saftiger Artikel darin, wie wir es am Stammtisch besprochen gehabt haben.

Aber der Steffens hat gemeint, jeder schreibt halt so, wie er es versteht.

Ich habe nichts dagegen gesagt, weil der Steffens doch als Freiwilliger sich gestellt hat und dann auch das Recht hat, mitzureden, und weil er schließlich doch auch etwas verstehen wird von der Sache.

Dann habe ich aber von dem Schweizer Kunstmaler Hodler angefangen und da habe ich mir vom Steffens nichts weismachen lassen.

Das hat er nämlich wollen, indem er über unseren Ludwig Thoma geschimpft hat, welcher gegen den Hodler geschrieben hat, und gesagt, der soll von Bauern schreiben, aber nicht von Kunst.

Erlauben Sie, habe ich gesagt, hat dieser unverschämte Kerl etwa das Recht, uns Deutsche zu schmähen?

Nein, sagt der Steffens, das hat er nicht, aber deshalb ist er doch ein großer Künstler.

Ob er ein großer Künstler ist, das weiß ich nicht, sage ich, aber ein schlechter Geschäftsmann ist er.

Kunst und Geschäft haben nichts miteinander zu tun, behauptet da der Steffens.

Jetzt habe ich gedacht, dem will ich's hinreiben, weil gerade das das Kreuz ist mit dem Steffens, daß er das meint. Er hat nämlich meiner lieben Frau gesagt, daß er so wenig verdient, weil er nicht so malt, wie es die Leute haben wollen. Da habe ich die Gelegenheit benützt, um es dem Steffens zu stecken, indem ich vom Hodler spreche.

Jetzt lassen Sie mich einmal ausreden, Herr Steffens, sage ich also. Die Sache ist ganz einfach. Wenn

ein Künstler seine Bilder verkauft, so ist er ein Geschäftsmann, sonst kann er sie herschenken auch. Wenn er nicht ein reicher Mann ist, so kann er sie nicht verschenken, nicht? Darum ist er ein schlechter Geschäftsmann, weil er ihnen nicht dankbar gewesen ist.

Jetzt hat der Steffens gemeint, im Gegenteil sollen die Leute ihm dankbar sein, welche sich an seinen Bildern erfreuen.

Da habe ich ihm aber meine Meinung gesteckt. Das verstehen Sie nicht, sage ich, Herr Steffens, weil Sie auch kein Geschäftsmann sind. Ich bin aber ein Geschäftsmann gewesen. Glauben Sie, daß meine Würste nicht geradeso gut waren wie dem Kunstmaler Hodler seine Bilder? Aber meine Frau hat doch müssen freundlich sein zu den Leuten und wenn sie sie auch nicht hat schmecken können. Warum? Weil sie sonst einfach zu einem anderen Charkutier gegangen wären. Denn so eingebildet sind wir nicht, daß wir glauben, daß bloß wir allein gute Würste machen. So ist es auch mit der Kunst. Der Hodler macht nicht bloß allein gute Bilder. Wir in unserer Kunststadt München haben viele Maler, die geradeso große Künstler sind, z. B. der Kaulbach, nicht wahr?

Der Steffens hat darauf nichts mehr gesagt.

Ich habe das nachher dem Schmidt wieder erzählt und der hat gemeint, recht habe ich gehabt, daß ich es dem jungen Menschen gesteckt habe.

Aber wir sind doch recht gut miteinander ausgekommen. Ich habe ihm den Gruß von unserem Max ausgerichtet, und er hat meine liebe Frau grüßen lassen, welche gerade im Schloß tätig war. Nach der Fanny

hat er nicht gefragt, die war damals im Rotekreuzkurs, und ich habe mich auch gefreut, daß er nichts mehr davon sagt.

Ich will hier gleich erzählen, daß sie nachher hat Kartoffeln schälen müssen beim Roten Kreuz, aber nicht lange geblieben ist aus privaten Gründen, welche ich noch berichten muß.

Meine liebe Frau hat nähen und stricken helfen und ist auch auf der Photographie, welche die „Woche" von den Damen im Schloß gebracht hat. Man kennt sie aber bloß an ihrem Hut, in der Ecke links ganz hinten. Das kommt daher, daß sie gerade daran hat denken müssen, welche Freude es ist, daß sie mit Prinzessinnen auf einem Bild ist. Die Freude hat sie so gerissen, daß sie verwackelt ist.

Später ist sie auch nicht mehr hingegangen, weil eine eine spöttische Bemerkung über sie gemacht hat, und das läßt sie sich nicht bieten.

Ich finde, daß sie ganz recht hat, und man kann auch das Seine tun, ohne daß man ins Schloß geht, wo doch nur die eine über die andere herzieht. Natürlich sind die Prinzessinnen nicht so, aber es sind halt nur wenig Prinzessinnen gewesen, und die anderen sind teilweise alles Damen aus der Aristokratie, welche sogar französisch miteinander gesprochen haben, damit es die anderen nicht verstehen sollen. Und so was braucht es doch nicht!

XV

Wie Herr Pepi Huber und sein Stammtisch an die Gründung eines patriotischen Vereins gingen und wie sie durch die Presse ihre Wirksamkeit entfalteten.

Wie meine Frau und Tochter, so habe auch ich nicht nachgelassen. Wir haben uns sehr oft am Stammtisch getroffen und allerlei beraten.

Vom 1. September ab ist der Stiedke nicht mehr gekommen und ich habe Befürchtungen bekommen wegen den hundert Mark. Aber das muß ich dann später erzählen.

Weil für alles schon gesorgt war, haben wir es nicht leicht gehabt, ein Feld unserer Betätigung zu finden. Darum haben wir auch so viel beraten müssen.

Unsere erste Diskussion war wegen dem Artikel vom Joseph Ruederer in der Zeitung. Das ist einer von unseren Dichtern, aber nicht so berühmt wie der Ganghofer, welcher die eiserne Zither gedichtet hat.

Und was verlangt der Ruederer nicht im Blatt? Daß man wegen dem Krieg eine Steuer machen soll.

Mir wäre es genügend, noch mehr Steuern, wo unsere Umlagen so schon so hoch sind! Das ist doch Sache des Deutschen Reiches, denn wozu hätten wir

es nachher, wenn man extra noch eine Kriegssteuer machen soll?

Ich habe gesagt, wir protestieren öffentlich gegen den Artikel, aber die anderen haben gesagt, nein, nur das nicht, es ist viel gescheiter, man sagt nichts, dann liest alles den Artikel und viele sagen auch, ja wohl, der Ruederer hat recht, eine Steuer muß her, aber nachher vergißt man es gleich wieder und denkt an andere Sachen.

Ja, so ist es auch gegangen und so geht es ja in München immer. Und es ist auch gut, daß es so gegangen ist, denn sonst hätte mich der ganze Krieg gleich nicht mehr gefreut, wo wir Hausbesitzer ja schon so hohe Steuern zahlen müssen. So ist der Ruederer ausgerutscht.

Der Oesterreicher, welcher Lampl heißt, hat dann vorgeschlagen, wir sollen einen Verein gründen mit dem Namen Oesterreichisch-Deutscher Kriegshilfsverein. Es war auch alles einverstanden, aber wo wir haben wollen die Statuten aufsetzen, haben wir nicht recht gewußt, was wir als Zweck angeben sollen.

Wir haben darum den Gedanken fallen gelassen, einen Verein zu gründen. Auch mein Vorschlag ist abgelehnt worden, daß jedes Mitglied wöchentlich ein Fuchzgerl zahlen soll, nämlich für das Rote Kreuz.

Der Professor hat gesagt, wenn kein Verein ist, dann sind auch keine Mitglieder, und können keinen Mitgliedbeitrag zahlen. Es soll jeder freiwillig zahlen, aber für sich wie er mag, nicht daß jeder den anderen übertrumpfen will.

Seitdem habe ich jede Woche doch mein Fuchzgerl ab-

geliefert an das Rote Kreuz, aber ohne meinen Namen anzugeben. Deshalb hat auch nichts in der Zeitung gestanden.

Wo wir also hin- und herraten, da kommt mir ein guter Gedanke. Ich habe nämlich immer die Feldpostbriefe von meinem Max mitgebracht und am Stammtisch herumgezeigt. Der letzte Brief, welchen ich gerade herausgezogen habe, hat mich auf den guten Gedanken gebracht, welchen man gleich sehen wird.

Der Max schreibt nämlich in dem Brief: „Wir in unserer Kompagnie verbitten uns die gemeinen Ansichtskarten, die zu Hause fabriziert werden, und auch die ewigen dummen Reden in den Zeitungen, daß der Feind aus lauter Feiglingen besteht. Ihr könnt es ruhig öffentlich sagen, daß wir uns dafür bedanken, mit so gemeinen Mitteln, wie diese Karten es sind, zu arbeiten, und daß es eine Unverschämtheit ist, unsere Arbeit so herabzusetzen, wie es diese Artikel tun. Diese Zeitungsschreiber sollten einmal aus ihrem gemütlichen Zimmer heraus und an die Front müssen."

Da habe ich gesagt: wir wollen jetzt mit allen unseren Kräften gegen diese Auswüchse Front machen, nicht?, meine Herren, das ist eine Aufgabe für uns und das sind wir unseren Soldaten wohl schuldig!

Alle waren damit einverstanden und haben gesagt, das müssen wir durch den Dr. Schmidt in die Zeitung bringen.

Er ist dann auch gleich nachher gekommen und hat gesagt, das wegen den Karten will er schon machen. Aber das andere kann er nicht übernehmen, weil er sei-

nem Kollegen nichts darein reden will und sich nicht in Dinge einmischen, welche den Kollegen angehen.

Er hat uns aber im Vertrauen gesagt, wir sollen nur an die Zeitung schreiben, wir abonnieren nicht mehr, wenn sie wieder solche Sachen bringt, dann wird sie es schon nicht mehr bringen.

Der Oesterreicher hat gesagt, das sei doch etwas gewagt, weil die Presse doch eine Macht ist und kann einem schaden, und anonym hat es keinen Wert.

Ich habe aber gesagt, ich will es schon besorgen, und zwar mit meinem ehrlichen Namen, und ich habe es auch besorgt und gleich hat die Redaktion geantwortet, das soll nicht mehr vorkommen.

Jetzt haben wir ein Feld gefunden gehabt für unsere Betätigung. Denn man glaubt ja gar nicht, was die Leute im Kriege alles für Dummheiten glauben und machen und sagen und schreiben, und es ist wirklich notwendig, daß besonnene Männer, welche nicht gleich den Kopf verlieren, da eingreifen.

Man hat ja gelesen, was für Mahnungen und Aufrufe vom Armeekorpskommando haben müssen herausgegeben werden, welches viel gescheiter war, als in Friedenszeiten unsere Polizei. Es hat auch immer die Uebelstände rasch abgeschafft, sogar wenn sie in der „Post" gestanden haben, wie es meistens der Fall war und das ist doch unser rotes Blatt.

Bloß der Simplicissimus ist in den Lazaretten nicht gestattet worden, trotzdem er so plötzlich patriotisch geworden ist. Warum hat er auch in Friedenszeiten das Militär immer so lächerlich gemacht? Ich hätte ihn auch nicht erlaubt, wenn ich der kommandierende Ge-

neral gewesen wäre, weil er uns Münchner und besonders uns Hausbesitzer alleweil so verspottet hat. Aber das Militär und auch die meisten Hausbesitzer haben doch ihre Schuld und Pflichtigkeit getan und darum ist es ganz recht, daß man ihn zur Strafe in den Lazaretten verboten hat.

XVI

Wie Herr Pepi Huber mit seinen Freunden weiterhin in die Geschicke des Vaterlandes eingriff und wie ein Verwundeter anderer Ansicht war.

Wir haben immer etwas Neues gewußt, wie wir auf diese Art unserem Vaterland dienen können.

Man hat ja die Haltung der Presse in diesen schweren Zeiten schon oft gelobt und ihre großen Verdienste um unsere Sache hervorgehoben. Jetzt, wo ich das veröffentliche, weiß man auch, woher die Presse viele von ihren Anregungen und Aufrufen hergehabt hat. Zum Beispiel der Aufruf der Frauen, das will ich noch verraten, wie es gegangen ist.

Wo die ersten gefangenen Franzosen nach Deutschland gebracht worden sind, hat es geheißen, daß sich an manchen Orten die Frauen schamlos zu den Franzosen betragen haben.

Ich habe gesagt, wenn meine liebe Frau so etwas täte, so würde ich mich pfeilgerad scheiden lassen, trotzdem wir jetzt schon über zwanzig Jahre miteinander in Liebe und Treue verbunden sind und bald unsere silberne Hochzeit feiern, und meine Tochter wenn ein solches Mensch wäre, daß sie einen Franzosen anlächelt und mit Schokolade beschenkt, würde ich sie verstoßen

und enterben, aber in München kann so etwas ja nicht vorkommen.

Was? schreit da der Mittermaier, das kann überall vorkommen und ist auch schon im Jahre Anno 70 vorgekommen!

Der Schmidt hat mir geholfen und gesagt, er traut das auch einer wahren deutschen Frau nicht zu.

Da sagt der Professor: Sind die in Stuttgart und in der Pfalz nicht etwa auch deutsche Frauen, wo doch der Kronprinz von Württemberg mit seinen tapferen Schwaben auch gesiegt hat?

Der Oesterreicher hat auch gemeint, das kann schließlich überall vorkommen und in Wien auch.

Ja, habe ich erklärt, es gibt halt überall ordentliche Frauen und solche Schlampen.

Aber wir haben beschlossen, daß es in München nicht vorkommen darf, wenn Franzosen kommen, und daß wir schauen müssen, wie wir es verhindern, nicht daß man auswärts meint, es gibt hier auch solche Schlampen.

Zuerst haben wir gedacht, wir rufen eine Versammlung ein. Aber diese Ansicht ist nicht durchgegangen.

Von einer Zuschrift im Sprechsaal hat uns der Schmidt abgeraten, welcher hie und da so eigensinnig ist, daß er nicht nachgibt, wenn er einmal eine eigene Meinung hat. Er hat gesagt, wenn wir Männer so etwas den Frauen auch nur zutrauen täten, nachher wären sie mit Recht empört über uns, und wenn sie es seinetwegen auch zehnmal tun würden, und sie würden dann auch ein anderes Blatt abonnieren, wenn so etwas darin steht.

Also habe ich kurz entschlossen gesagt, darum muß es ihnen halt eine Frau stecken.

Am gleichen Abend habe ich es noch mit meiner Anna beraten.

Sie hat gemeint, jawohl, solche Schlampen gibt's grad genug in München.

Ich habe ihr geraten, sie soll es an die Zeitung schicken und ihren Namen darunter schreiben, die Fanny kann ihr ja beim Aufsetzen helfen.

Sie hat aber nicht mögen, weil eine einzelne das nicht kann.

Aber es war doch auch eine einzelne, habe ich gesagt, welche das von der frivolen Dirnentracht gebracht hat.

Das ist aber halt ein wunder Punkt bei meiner lieben Frau. Sie ist darum auch über mich hergefallen und hat über die Verfasserin des genannten Artikels losgeschimpft.

Jetzt habe ich eingesehen, daß eine einzelne das nicht kann, sonst fallen die anderen über sie her und kratzen ihr die Augen aus. Darum muß es eine ganze Gesellschaft von Frauen tun, die stark genug sind, um sich zu wehren, und das ist ein Frauenverein.

Da war meine liebe Frau einverstanden und die Fanny ist ihr eingefallen, welche eine Dame von einem Frauenverein kennt.

Ist recht, habe ich gesagt, dann tut dieser Verein auch einmal etwas Gescheites.

So ist das Plakat entstanden, welches damals angeschlagen worden ist. Es war so schlau abgefaßt, wie es halt doch bloß die Frauen können. Es hat darauf

geheißen, daß die deutschen Frauen die tiefste Empörung gegen diese Schlampen ausdrücken.

Das hat natürlich genützt, denn die Schlampen, welche vielleicht auch gern den Franzosen Schokolade und Blumen geschenkt hätten, die haben sich jetzt schwer gehütet, es zu tun und sich mit den Franzosen einzulassen, wenn sie auch hätten mögen.

So haben wir von unserem Stammtisch aus in die Geschicke unserer Stadt und unseres bayerischen Vaterlandes eingegriffen. Ich habe oft denken müssen: die Leute, welche an den Tischen nebenan sitzen und über diese Artikel den ganzen Abend reden, die wenn wüßten, wer sie in die Zeitung gebracht hat! Aber sie haben nichts davon geahnt und nicht einmal hergeschaut, wenn wir beraten haben.

Nur eine kleine Geschichte will ich noch erzählen, weil ich mich so gefreut habe, wie sie ausgegangen ist.

Der Dr. Schmidt hat an einem schönen Tage in die Zeitung geschrieben, daß man die Verwundeten auf der Straße grüßen soll. Das hat er geschrieben, ohne daß wir es beraten gehabt haben.

Ich habe gleich gesagt, wo ich es gelesen habe, das ist ein Blödsinn, weil die Leute ihre Ruhe haben wollen und nicht gegrüßt werden, sonst müssen sie auch grüßen.

Sie brauchen ja nicht zu danken, antwortet der Schmidt.

Das wäre noch schöner, sage ich, Held hin, Held her, wenn sie nicht danken würden, die jungen Leute sollen trotzdem den Anstand nicht verlernen und un-

sere Münchner sind so gut erzogen, daß sie es auch tun, nicht?

Der Professor hat aber dem Schmidt geholfen und gesagt, man soll einen passenden Gruß dazu ausdenken und bekannt geben, daß die Verwundeten auf den Gruß nicht zu danken brauchen.

Das war natürlich geradeso ein Blödsinn, aber der Professor hat immer zum Schmidt gehalten und hat es sich nicht ausreden lassen.

Und was passiert? Einige Tage später steht in der Zeitung im Sprechsaal, man soll grüßen und dazu sagen: Gruß dem Tapferen!

Ich habe so viel lachen müssen und den Professor, wo ich ihn nachmittags im Hofgarten treffe, deswegen auch derbleckt.

Es ist ihm voller Ernst damit, sagt er.

Aber Sie werden es doch nicht so machen wollen, frage ich, der Dr. Schmidt grüßt ja die Leute auch nicht, sondern schreibt nur so, oder?

Der Professor behauptet aber, wenn er anderen etwas vorschreibt, tut er es auch selber.

Das möcht ich doch sehen, denke ich, und wo der Professor zahlt und aufsteht, zahle ich auch und stehe auch auf.

Am Odeonsplatz treffen wir den ersten Verwundeten, einen Mordslakel, wie man bei uns sagt.

Der Professor grüßt auch richtig und sagt: Gruß dem Tapferen!

Der Soldat bleibt stehen, grüßt auch und fragt: Ha?

Gruß dem Tapferen, sagt mein Professor noch einmal.

Wissens, sagt da der Soldat und schaut ihn so komisch an, verwundet bin ich schon, aber so viel Kraft habe ich auch noch, um Ihnen eine einizuhauen, wennst mi dablecke wuist!

Da hat sich aber der Professor Kniebohrer schleunigst gedrückt, wo ringsum alles gelacht hat.

XVII

Wie Herr Pepi Huber seinen Freund Stiedke verlor und wie er mit dem Direktor Seidl den Veteranen Mittermaier in Wut versetzte.

Damit man mich richtig versteht, wie es weiter gegangen ist, muß ich erwähnen, daß der Lampl um diese Zeit den Seidl mitgebracht hat, welcher in dem Kaufhaus Direktor ist, wo der Stiedke gesagt hat, daß er Rayonchef war.

Freut mich sehr, sage ich, nachdem ich das erfahren habe, indem daß Ihr Rayonchef Stiedke auch an unseren Stammtisch kommt.

Stiedke? fragt der Direktor.

Ja, Stiedke, aus Preußen gebürtig, antworte ich.

Ich habe nicht die Ehre, sagt er.

Dann hat sich herausgestellt, daß das nicht stimmt mit dem Stiedke.

O mein, denke ich, und es wird mir doch ein bisserl Angst um meine hundert Mark. Und weil der Stiedke auch nicht mehr gekommen ist, haben wir es nicht aufklären können.

Doch ich will gleich erzählen, wie überhaupt die Geschichte ausgegangen ist, denn sie ist sehr traurig, und

ich erzähle sie nicht gern und darum ist es gescheiter, ich tue es gleich, dann ist es vorbei.

Im gleichen Monat kommt nämlich an einem schönen Abend der Direktor Seidl an unseren Tisch und ruft schon von weitem: Wißt ihr's schon von eurem Stiedke?

Wir haben es nicht gewußt. Aber es hat ja nachher auch in den hiesigen Zeitungen gestanden, daß er in Frankfurt aufgetreten ist als Verwundeter, indem er sich ein Eisernes Kreuz gekauft, den Arm eingebunden und Liebesgaben entgegengenommen hat. Jetzt sitzt er im Gefängnis, statt im Schützengraben, und meine hundert Mark sind auch hin, gleichfalls als Opfer des Krieges, denn ich habe ihm ja nur in der gehobenen Stimmung des Patriotismus gepumpt. Dies sage ich nur so nebenbei für diejenigen, welche immer meinen, unsereiner hat kein Opfer gebracht.

Dieser Seidl hat ganz andere Begriffe vom Kriege gehabt, als wir. Wir sind an diesem ersten Abend beinahe aneinandergeraten.

Er hat von Uebertreibungen gesprochen, welche in den Zeitungen stehen.

Der Schmidt hat ihn nur schief angesehen, aber nichts gesagt.

Aber wo er auch gesagt hat, daß das Schwindel ist mit den vielen französischen Grausamkeiten und es ist nicht so schlimm, da hat der Mittermaier, welcher ja leicht eine Wut hat, gleich eine solche bekommen, daß er gar nicht hat reden können.

Sind Dum-Dum vielleicht keine Grausamkeit? sagt der Dr. Schmidt.

Die Franzosen verwenden keine, nur die Engländer, sagt der Seidl ganz ruhig.

Was? schreit der Mittermaier.

Da hat der Seidl gesagt, sein Bruder, welcher Offizier ist und im Feld, hat es geschrieben, und da haben wir alle nichts machen können.

Mich hat es ja eigentlich gefreut, erstens wegen unseren Soldaten im Felde, und auch, weil mein Max immer gesagt hat, daß die Franzosen ganz anständige Leute sind und daß ihm auch gar nichts geschehen ist, wo der Krieg ausgebrochen ist und er hat fort müssen.

Aber der Mittermaier hat gesagt, er kennt die Franzosen besser, weil er Anno 70 den Feldzug mitgemacht hat, und er hat eine Menge schreckliche Dinge erzählt.

Der Seidl hat gesagt, vielleicht ist das heute anders und hat den Mittermaier beschwichtigen wollen.

Aber der ist erst recht in Wut geraten und hat gesagt, so, jetzt will er uns auch erzählen, was er heute vom Lechfeld gehört hat, und das können wir ja auch nicht glauben, wenn wir wollen, aber es ist wahr und die ganze Stadt weiß es. Dann hat er uns erzählt, daß sich ein französischer Gefangener auf dem Lechfeld verdächtig benommen hat und daß man ihn deshalb ein paar Tage beobachtet hat und dann die Taschen untersucht. Und was hat man darin gefunden? Zwei Dutzend Menschenaugen.

Mir ist offengestanden die Sache ein bisserl verdächtig vorgekommen, denn ich habe davon auch gehört gehabt, aber daß es Finger waren.

Ich habe die Geschichte gleich nicht geglaubt und

jetzt noch weniger, weil ich von meinem Beruf her weiß, daß es gar nicht so leicht ist, ein Auge herauszustechen.

Aber ich habe meine Bedenken jetzt verschweigen wollen, damit sich der Mittermaier nicht wieder so aufregt, wo er doch Anno 70 mitgekämpft hat.

Der Seidl hat wieder ganz ruhig gesagt, das glaubt er nicht. Er hat übrigens von der Geschichte auch gehört, nur daß die Augen Finger gewesen sind. Aber die müssen ja in wenigen Tagen schon stinken und wozu der Franzose von den Leichen überhaupt die Augen und die Finger mitgenommen hat?

Was Leichen? schreit der Mittermaier, von den Verwundeten hat er die Augen.

Alle anderen haben es auch nicht mehr geglaubt, wo der Seidl so darüber gesprochen hat, aber der Mittermaier ist ein alter Mann und läßt sich von seinem Glauben nicht abbringen und hat noch den ganzen Abend gesagt: Verwundeten stechens die Augen aus und hackens die Finger ab!

Und auf den Seidl ist er überhaupt nicht gut zu sprechen gewesen.

XVIII

Wie Herr Pepi Huber einer hitzigen Diskussion beiwohnte und wie ein Feldgrauer den Veteranen Mittermaier vom Stammtisch verjagte.

Der Direktor hat dann auch einmal einen Neffen mitgebracht, welcher bei Ypern verwundet worden ist.

Wir haben gerade beraten, ob wir nicht Stellung nehmen wollen zu den fremden Sprachen.

Der Schmidt hat gesagt, das brauchen wir nicht mehr, der Lampl hat aber gesagt, wenn wir Geschäfte machen wollen, brauchen wir es doch.

Da hat der Schmidt erwidert, das Nationalgefühl geht vor den Geschäften. Aber der Oesterreicher hat ihm widersprochen.

Wir anderen haben zugehört, wie sich die zwei gehakelt haben, auch der Mittermaier hat nichts gesagt.

Jetzt hat der Schmidt erklärt, das Englische ist die Sprache der Mundfaulheit und das Französische die Sprache des Stockschnupfens.

Jetzt ist aber der Mittermaier aufgefahren. Er hat nämlich Anno 70 ein paar Brocken Französisch aufgeschnappt und ist heut noch stolz darauf. Das ist nicht wahr, sagt er, er hat Anno 70 viel Französisch re-

den hören und es auch gelernt, und es klingt ganz nett.

Ja, wie wenn man einen Stockschnupfen hat, sagt der Schmidt spöttisch, weil doch alles Nasenlaute sind.

Das sind keine Nasenlaute, sondern Mundlaute, sagt der Mittermaier eigensinnig.

Aber der Schmidt ist ja auch eigensinnig, und darum sagt er dem Mittermaier, er will es ihm erklären. In dem Wort Lonjumon spricht man das on vorn und hinten aus, wie der Bayer statt der Mann durch die Nase der Moh sagt. Und Reims spricht man durch die Nase wie Räs aus.

Ja, sagt der Kniebohrer, wie die Schwaben statt die Gänse die Gähs sagen, und ob das vielleicht nicht ein Stockschnupfen ist?

Da steht aber der Mittermaier auf und sagt, ob er behaupten will, daß die Bayern und die Schwaben den Stockschnupfen haben und ob er die Süddeutschen vielleicht beleidigen will?

Der Schmidt ist nämlich aus Sachsen her. Das habe ich vorausschicken müssen, damit man versteht, daß der Mittermaier schon eingeschnappt war, und nun ist auch noch der Seidl mit seinem verwundeten Neffen gekommen, wo der Mittermaier ihn ja so schon nicht hat leiden können.

Der Mittermaier hat noch ein paarmal etwas von Stockschnupfen vor sich hin gesagt und den Soldaten, welcher ein Unteroffizier war, ganz bissig angeschaut.

Der Professor war sehr freundlich mit dem jungen Mann und hat ihn gefragt, was er zu der Frage sagt,

ob man auch weiter Englisch und Französisch lernen soll.

Der hat geantwortet, ja, und zwar noch mehr als vorher, er hat sich jeden Tag darüber geärgert, daß er im Französischen in der Schule so faul gewesen war, und es ist ein kolossaler Vorteil für die Soldaten, welche Französisch können.

Das hat den Mittermaier ein bisserl gefreut.

Der Schmidt hat nichts dazu gesagt, aber es ist dann später doch in seiner Zeitung etwas von französischem Stockschnupfen und englischer Mundfaulheit gestanden. Er ist halt, wie gesagt, manchmal sehr eigensinnig, der Schmidt.

Jetzt hat der Verwundete angefangen zu erzählen.

Aber gleich ist ihm der Mittermaier dazwischen gefahren und hat gefragt: Warum braucht denn ihr so lang, um das Ypern zu erobern?

Der Soldat hat angefangen zu erklären, warum; aber der Mittermaier hat ihn wieder unterbrochen und gesagt, im Jahre Anno 70 haben wir's gleich gehabt, das Ypern.

Da sagt der Professor, in Ypern war ja Anno 70 der Krieg nicht.

Freilich war er dort, behauptet der Mittermaier.

Aber Ypern liegt doch in Flandern, sagt der Professor.

Das tut gar nichts, sagt der Mittermaier ganz dunkelrot im Gesicht und haut auf den Tisch, er wird's doch besser wissen, weil er dabei gewesen ist.

Der Seidl und sein Neffe haben gelacht, indem sie geglaubt haben, daß der Mittermaier einen Witz macht.

Aber da ist er ganz wild geworden und hat gesagt, die Jungen sind halt nicht mehr so wie die Krieger von Anno 70. Und er hat noch ein paar Bemerkungen fallen lassen — damit hat er den Professor gemeint — von Leuten, welche es immer besser wissen wollen und welche Anno 70 noch nicht einmal in die Hosen gemacht haben, weil sie noch gar keine angehabt haben.

An diesem Tage ist kein rechtes Gespräch mehr aufgekommen. Bloß der Unteroffizier hat dem Seidl, dem Lampl und mir vom Kriegsschauplatz erzählt.

Die anderen haben nicht zugehört, weil er ihnen allen geraucht hat, dem Professor, dem Schmidt und dem Mittermaier erst recht.

Das hat sich nachher auch gezeigt, indem der Mittermaier nicht mehr in den Franziskaner gekommen ist vor lauter Wut.

Der Seidl hat mich dann noch gefragt, wie das Gespräch auf die Sprache gekommen ist.

Ich habe ihm gesagt, wegen dem Protest in der Zeitung, daß die Studenten an der Universität sich keine fremden Lektoren mehr bieten lassen wollen.

Da hat der Seidl gesagt, das sind auch solche unvernünftige Auswüchse und die jungen Herren sollen zufrieden sein, Gelegenheit zu haben, etwas Rechtes zu lernen.

Ich finde jetzt, daß er ganz recht hat. Es ist doch ganz gut, daß der Seidl auch zu uns gekommen ist, denn das ist richtig, daß alle Dinge ihre zwei Seiten haben. Der Schmidt kann ja schon gute Artikel schreiben, das ist ja schließlich sein Handwerk, aber der Seidl hat ge-

sagt, daß er von vielen Sachen schreibt, welche er halt nicht versteht.

Also der Mittermaier ist nicht mehr gekommen und unsere Tätigkeit ist auch mehr und mehr in den Hintergrund getreten, weil wir nicht gewußt haben, was wir noch helfen können.

Der Professor hat später um die Weihnachtszeit noch einmal wollen einen öffentlichen allgemeinen Protest gegen den Mistelzweig durchsetzen, aber er hat dabei mit so unverständlichen Wörtern wie Baldur und Hödur um sich geworfen, daß niemand etwas davon verstanden hat und keiner hat wollen sich die Finger verbrennen.

Und wir haben uns alle gefreut, wie auf sein Eingesandt dann einer geantwortet hat und hat gesagt, Baldur hin und Hödur her, man soll die armen Frauen, welche mit dem Mistel ein paar Pfennige verdienen, nicht um das bisserl Verdienst bringen in dieser schweren Zeit.

XIX

Wie Herr Pepi Huber die Ursache wurde, daß der Dr. Schmidt sich nicht mehr sehen ließ und wie der Stammtisch fürs Vaterland Schafkopf spielte.

Aber der Professor ist doch auch etwas nütz gewesen, indem er immer Karten von den Kriegsschauplätzen mitgebracht und uns die Lage erklärt hat.

Ich habe mir ja auch gleich Karten und Fahnerl gekauft. Am Anfang habe ich sie fleißig gesteckt. Aber das Dumme ist, daß du auf den Karten immer die Namen findest, welche in den Telegrammen nicht sind, in den Telegrammen aber diejenigen, welche auf den Karten nicht vorkommen. Da ist es mir zu dumm geworden, besonders weil es der Professor doch so gut erklärt und du brauchst dich nicht anzustrengen dabei.

Wir haben immer die Lage besprochen und uns gedacht, wie es jetzt gehen wird. Zuerst haben wir gesagt, jetzt noch vierzehn Tage und Paris ist eingeschlossen. Später hat es geheißen, jetzt noch acht Tage und wir sind in Calais und nachher geht's hinüber zum Engländer, zu dem Bazi, und wir können jetzt schon mit unseren Aetherkanonen zu ihm hinüberschießen, welche ja viel weiter reichen als die Brummer. Im Osten hat es immer wieder geheißen, jetzt ist der Russe völlig

geschlagen und Warschau wird eingenommen. Besonders den Oesterreichern haben wir am Anfang so viel zugetraut, weil sie immer gesiegt haben.

Vom Serben haben wir schon gar nicht mehr gesprochen, bis die Oesterreicher Belgrad erobert haben, doch davon muß ich später erzählen. Es hat alleweil geheißen, sie pfeifen auf dem letzten Loch. Aber ich habe gemerkt, daß es immer anders gekommen ist, als wie man gemeint hat. So war es schon von Anfang an. Wer hätte gedacht, daß der Italiener, der falsche Hund muß ich schon sagen, nicht zu uns hält, trotzdem er doch den Dreibund mit uns hat und die Zeitungen haben früher immer geschrieben von ihrer Bundestreue? Ja Schnekken, daß ich nicht rutsche!

Und wie ist es mit den Japanern gegangen, welche man nachher die Japanesen und zum Schluß die Japsen geheißen hat, bis man gehört hat, daß sie die deutschen Gefangenen anständig behandeln, und dann hat man sie wieder Japaner genannt!

Wir dürfen schon froh sein, daß die Türkei marschiert und die Fahne des heiligen Krieges entfaltet hat.

Der Professor hat selber gesagt, daß er nicht weiß, wie es in Galizien steht, weil die österreichischen Verlautbarungen, wie man es dort nennt, anders verfaßt sind als die Berichte von unserem Generalstab. Doch da sind wir schließlich immer wieder einig geworden.

Ich muß aber erwähnen, daß wir nur noch zu vier gewesen sind und der Dr. Schmidt nach ein paar Wochen nicht mehr an unseren Tisch gekommen ist. Und zwar bin ich selber schuld gewesen, hat der Professor

gesagt, aber das ist nicht richtig, weil nämlich der Schmidt selber schuld daran war.

Eines Abends im Oktober besprechen wir nämlich in aller Gemütlichkeit wieder die Sprachenfrage, das heißt eine andere, nämlich die Fremdwörter.

Der Professor und der Schmidt haben das am besten verstanden und haben also das Wort gehabt und gesagt, man muß jetzt unsere Sprache von undeutschen Ausdrücken reinigen.

Ich bin natürlich einverstanden, schon weil ich selber oft meine liebe Mühe habe, diese Ausdrücke zum Beispiel in der Zeitung zu verstehen und manche doch nicht verstehe, und warum sollen wir denn nicht deutsch reden?

Sie zählen da auch alle die dummen Wörter auf, wie Robes, Modes, Manicure usw.

Ich nicke bloß.

Dann sagen sie, man muß nicht bloß die Zeitungen, sondern auch die Verkehrssprache und die Straßenschilder reinigen.

Ich höre immer noch ganz gemütlich zu.

Da sagt der Professor, zum Beispiel der Friseur muß weg.

Ja, sagt der Schmidt, und zum Beispiel der Charkutier.

Ich lache ein bisserl vor mich hin, sage aber nichts.

Es gibt genug deutsche Wörter dafür, sagt der Schmidt, zum Beispiel Kuttler oder Wurstler.

Jetzt habe ich aber aufgehorcht und gedacht, will der einen dummen Witz machen? Was? frage ich, Wurstler oder Kuttler?

Ja, sagt der Schmidt in aller Ruhe, das sind doch zwei schöne, gute, deutsche Wörter.

So, sag ich, schön und gut nennen Sie das? Erlauben Sie einmal, fahre ich weiter, ein Charkutier ist ein Charkutier und ich lasse mir mein ehrliches Handwerk nicht zum Gespött machen, durch welches ich mein Geld verdient habe.

Ich meine das in allem Ernst, sagt der Schmidt wieder in aller Ruhe, da weiß man wenigstens, was man vor sich hat, aber wer versteht das Wort Charkutier?

Jetzt ist mir das Geschwätz aber doch zu dumm geworden und ich habe gesagt: Ich meine es auch in allem Ernst, Herr Doktor Schmidt, sage ich, und fragen Sie einmal die Leute, was ein Kuttler und was ein Wurstler ist, hingegen weiß ein jedes Kind, wo es zum Charkutier geht, ich muß das am besten wissen.

Sie verstehen mich nicht, Herr Privatier Huber, fängt der Schmidt wieder an.

Aber ich habe ihn nicht mehr zu Wort kommen lassen und nur gesagt: Jawohl, Herr Doktor Schmidt, ich verstehe Sie ganz gut.

Ist da nicht dieser unverschämte Mensch so frech und sagt mir ins Gesicht hinein: Dann fehlt es Ihnen, um die Sache zu beurteilen, eben an der nötigen Bildung!

Aber jetzt habe ich es ihm gesteckt. Ist schon möglich, sage ich, daß ich nicht die gleiche Bildung habe wie Sie, aber warum? Weil ich um die Zeit, wo Sie noch auf der Schulbank herumgerutscht sind, schon mein Leben habe selber verdienen müssen, und weil ich um die Zeit,

wo Sie Ihrem Vater sein Geld verstudiert haben, mich durch ehrliche Arbeit selber durchgebracht habe.

Jetzt hat der Professor und der Seidl gesagt, ich soll still sein.

Ich bin auch still gewesen, wo ich es ihm ja besorgt gehabt habe.

Aber der Schmidt ist auch still gewesen, den ganzen Abend, und nachher hat er sich am Stammtisch nicht mehr sehen lassen.

Daher ist es gekommen, daß wir nur noch zu viert gewesen sind. Wir vier sind, wie gesagt, so vier bis sechs Wochen lang immer einig gewesen. Es ist eine schöne Zeit gewesen und nur bei der Besprechung der Zukunft hat die Einigkeit nicht immer ganz gelangt.

Wenn man nämlich in Kriegszeiten eine Karte von Europa vor sich liegen hat, so bekommt man Lust, sich auszudenken, wie sie nachher aussehen wird.

Der Professor hat gesagt, Belgien wird deutsch, Oesterreich bleibt wie es ist.

Unser Oesterreicher hat gemeint, Serbien wird österreichisch, aber Belgien wird frei bleiben, weil sonst kein dauernder Friede zustande kommt.

Ich aber habe gesagt, Belgien wird unter Deutschland und Frankreich verteilt, und mit Frankreich schließen wir ein Bündnis.

Da hat der Professor behauptet, nein, wir müssen mit Rußland ein Bündnis schließen, und er hat auch gehört, daß ein Ministerialrat dafür ist, denn Frankreich ist der Hort der Revolution, und das wäre von schlechtem Einfluß auf die Bayern.

Dann wird vielleicht von Rußland die Hälfte der

sibirischen Gefängnisse an Deutschland abgetreten? hat der Seidl spöttisch gefragt.

Wenn man aber den Seidl gefragt hat, wie es wird, hat er gesagt, man soll abwarten, das kann jetzt noch kein Mensch wissen.

Da sind aber dann wieder der Kniebohrer und der Lampl anderer Meinung gewesen.

Wenn ich ehrlich sein soll, so muß ich sagen, ich habe mir gedacht, daß alle ein bisserl recht haben, vielleicht aber auch unrecht. Und wenn man schon nicht weiß, wie es in acht Tagen auf dem Kriegsschauplatz aussieht, wie will man sagen, was nachher wird, wenn kein Kriegsschauplatz mehr da ist? Aber daß wir Belgien nicht mehr hergeben, das habe ich gleich gesagt.

Trotzdem haben wir uns nicht zerkriegt wegen diesen interessanten Fragen, sondern haben bloß eifrig gestritten, wie ein jeder, dem das Wohl des Vaterlandes am Herzen liegt.

Und wo in der Zeitung gestanden hat, man soll nicht das Maul aufreißen, sondern das Portemonnaie, haben wir angefangen Schaffkopf spielen, der Gewinn gehört aber für das Rote Kreuz. Weil das Streiten so anstrengt und doch nichts dabei herauskommt und das Kartenspielen viel unterhaltender, haben wir immer weniger gestritten und immer länger gespielt, so wie die Soldaten immer weniger gekämpft und immer länger in den Schützengräben gelegen sind.

Und genau wie die Soldaten ihre Feldpostbriefe schreiben, haben wir auch hie und da eine Karte geschrieben, welche wir alle unterzeichnet haben mit „Aus dem Hauptquartier der Heimkämpfer". Der Simplicis-

simus hat nämlich das Wort aufgebracht und spöttisch gemeint. Aber der Professor hat gesagt, so gut wie man von Heimarbeitern spricht und das kein spöttischer Ausdruck ist, ebensogut sind wir Heimkämpfer, welche daheim das ihre tun in dem großen Kampfe.

Wir haben auch dem Hindenburg und später dem Enver Pascha einen Gruß gesandt.

So haben wir getreulich ausgehalten in Freud und Leid, in guten und in schlimmen Tagen, im kleinen ein Bild der Eintracht, welche unser Land im Innern bietet, wie nach außen hin mit den Oesterreichern und Ungarn und der Türkei.

Und jedesmal, wenn wir dem Roten Kreuz wieder ein Sümmlein gebracht haben, sind wir mit dem Bewußtsein nach Hause, daß sich das Vaterland nicht bloß auf seine Feldkrieger, sondern auch auf seine Heimkämpfer verlassen kann.

XX

Wie Herr Pepi Huber Aussichten hatte, Großvater zu werden, und wie seine Fanny sich mit dem Steffens nottrauen ließ.

Ich habe nicht umsonst von den schlimmen Tagen gesprochen. Ich will damit nichts von Not sagen. Uns ist sie gottseidank erspart geblieben, und es ist ja auch gut dafür gesorgt worden, daß unter den armen Leuten niemand Not leidet.

Aber von der Notheirat muß ich jetzt sprechen und wie diese Einrichtung auch mich und meine Familie betroffen hat.

Da kommt also wieder einmal der Steffens daher, diesesmal mitten im Monat, jetzt in Feldgrau. Daß ich ihm die Wohnung verboten gehabt habe, daran hat, wie ich ja schon erzählt habe, niemand von uns mehr gedacht. Es ist halt so in Kriegszeiten, daß man sich rascher versöhnt als sonst und darum haben sie auch auf dem Gericht die Beleidigungsklagen abgeschafft, und er hat ja auch nichts mehr gesagt gehabt von seinem saudummen Heiratsplan.

Ich komme gerade vom Frühschoppen im Franziskaner, wo ich mich mit dem Lampl von den österreichischen Motorbatterien und unseren 42ern unterhalten

habe und bin recht gut aufgelegt. Da steht also im Zimmer der Kunstmaler und unterhält sich mit meiner lieben Frau und der Fanny.

No, wann geht es hinaus, Herr Steffens? frage ich.

In den nächsten Tagen, sagt er.

So, das ist schön, sage ich.

Er drückt sich jetzt so herum, und meine liebe Frau drückt sich auch herum und sagt endlich: Sie müssen wegen der Sache mit meinem Mann reden, Herr Steffens.

Schießen Sie los! sage ich und denke, es ist wegen dem Atelier, und meine Frau und die Fanny gehen auch hinaus.

Jetzt sagt der Steffens, wir haben schon einmal von der Sache gesprochen, Herr Huber, und jetzt muß ich Sie noch einmal belästigen.

Sie belästigen mich nicht, sage ich, weil ich so gut aufgelegt bin vom Frühschoppen und weil es mir auch gefallen hat, daß der Kunstmaler sich freiwillig gemeldet hat, wo er doch sagt, er schwärmt nicht für den Krieg, und nicht gehen muß.

Dann ist die Sache bedeutend vereinfacht, sagt er, es ist nämlich wegen Ihrer Fräulein Tochter. Das sagt er ganz freundlich und lächelt dazu.

Darauf war ich nicht gefaßt gewesen, weil ich ja geglaubt habe, daß ich ihn das erstemal gründlich abgeschreckt habe. So? sage ich.

Ja, antwortet er.

Ich war so baff, daß ich mich habe setzen müssen.

Dann sage ich, ja, haben Sie sich denn diese Gedanken immer noch nicht aus dem Kopf geschlagen?

Nein, sagt er, und jetzt muß ich darauf bestehen.

Ich war aber immer noch so gut aufgelegt, weil mir an diesem Tage die Weißwürste so gut geschmeckt haben, darum habe ich mich gar nicht ärgern können, sondern nur gefragt, was sagt denn meine Tochter dazu?

Ja, sagt sie, antwortet er.

So? frage ich wieder, ist es schon so weit?

Jawohl, antwortet er ganz militärisch.

Und meine Frau ist etwa auch einverstanden? frage ich.

Jawohl, sagt er wieder.

Jetzt habe ich aber nichts mehr sagen können. Was wäre denn das? denke ich, denn das ist ja nämlich der reinste Verrat von meiner lieben Frau. Mich stimmst du! Weiter habe ich überhaupt nicht mehr denken können, trotzdem ich mich sehr bemüht habe, weiter zu denken.

In diesem Augenblick höre ich ein Geschrei von weiblichen Stimmen draußen. Weil ich nicht mehr gewußt habe, was ich denken soll, reiße ich die Tür auf und frage, was ist denn los?

Belfort ist gefallen, ruft die Marie und meine liebe Frau zu gleicher Zeit.

Was? schreie ich, Belfort ist gefallen? Hurra, hurra!

Und jetzt hat mich wieder die patriotische Begeisterung so sehr überwältigt, daß ich gar nicht mehr an die Geschichte mit meiner Tochter gedacht habe. Ich rufe, raus mit der Fahne, und will selber hinaus.

Aber der Kunstmaler, welcher immer noch vor mir

steht und nichts sagt, hält mich am Arm zurück und sagt, lassen Sie die Fahne lieber herin.

Warum denn? schreie ich, das ist doch ein Pfund-Sieg!

Ich glaube nicht daran, sagt er.

Ich aber schreie, meinen Hut, ich will mich überzeugen, ob es wahr ist. Und ich bin hinaus, trotzdem meine liebe Frau sagt, das Essen ist ja gleich fertig.

Auf der Straße sagen richtig alle Leute, Belfort ist gefallen.

Ich denke gleich: Siehst du es? Es ist also doch wahr mit dem Zement und den Pionieren, welche man nach Mülhausen geschickt hat, um Belfort zu überschwemmen und durch den Tunnel in die Luft zu sprengen!

An der Tafel ist zwar noch kein Extrablatt, aber einer sagt, in der Stadt ist es schon angeschlagen. Ich laufe jetzt die Leopoldstraße hinauf und da sagt es wieder jeder. Endlich sehe ich ein paar Leute zusammenstehen, ich gehe hin und sehe in der Mitte einen Unteroffizier, welchen ich kenne.

Ja, sagt er, ich weiß es aus guter Quelle, daß Belfort gefallen ist.

Jetzt bin ich natürlich umgekehrt und bin nach Hause, um die Fahne herauszutun. Wie ich gerade an der Anschlagtafel vorbei komme, sehe ich einen gelben Radler absteigen. Er befestigt ein Extrablatt an der Tafel und darauf steht: Belfort ist nicht gefallen, es ist ein falsches Gerücht. Jetzt ist natürlich alle meine Freude dahin, und ich gehe ganz bedrückt wieder nach Hause.

Und wer steht dort immer noch im Zimmer? Der Kunstmaler in Feldgrau.

Jetzt ist mir wieder alles eingefallen, und ich habe eine Wut gekriegt und geschrien, was wollen Sie denn immer noch da?

Er antwortet mit ganz ernstem Gesicht, ich will Ihre Tochter heiraten.

Wie kommen Sie überhaupt auf eine so unverschämte Idee? frage ich.

Ich m u ß sie heiraten, bevor ich ins Feld ziehe!

Was? frage ich. Oha, sage ich dann, und rufe jetzt meine liebe Frau herein.

Der Steffens grüßt militärisch und sagt: Ja, vielleicht sprechen Sie am besten mit Ihrer Frau Gemahlin darüber, ich wünsche gesegneten Appetit! und geht.

Ja, gesegneten Appetit! An diesem Tage hat bei uns niemand etwas gegessen. Ich habe mit meiner lieben Frau gesprochen, und wo ich gesagt habe, ich haue das Luder durch, hat sie gesagt, unser Max ist doch auch ein bisserl zu früh gekommen. Da habe ich an unseren Marl im Felde denken müssen und wie man nie weiß, ob er die Zigarren noch raucht, welche man ihm schickt, und habe mich schließlich besänftigen lassen.

Dann aber muß es rasch gehen, habe ich gesagt, morgen müssen sie gleich heiraten!

Und heute abend ist das Verlobungsessen, sagt meine liebe Frau.

Meinetwegen, sage ich, ich gehe jetzt in die Stadt.

Und ohne einen Bissen zu essen, bin ich ganz verworren die Leopoldstraße hinaufgegangen. Ich war ganz versunken in meine Gedanken, daß ich erst herausgekommen bin, wo mich ein Unteroffizier gegrüßt hat.

XXI

Wie Herr Pepi Huber den Urheber eines falschen Gerüchtes zur Anzeige zu bringen beabsichtigte und wie er ihn auf scharfsinnige Weise entdeckte.

Jetzt erst sehe ich, daß es der gleiche ist, welchen ich vorhin getroffen gehabt habe.

Es war also nichts mit Belfort, sagt er und lacht.

Das ist nicht zum Lachen, denke ich, denn jetzt habe ich meine Gedanken wieder beisammen gehabt. Ich habe eine Wut gehabt auf die ganze Welt und auch auf den Urheber dieses falschen Gerüchts, wo man sich so freut und nachher ist es doch nichts. Und weil ich meine Gedanken wieder beieinander gehabt habe, ist mir ein Erlaß vom Kriegsministerium eingefallen, daß Urheber von falschen Gerüchten bestraft werden. Wart, denke ich, dir will ich es schon besorgen, jetzt bin ich gerade gestimmt, und frage daher den Unteroffizier, von wem er das Gerücht gehabt hat.

Vom Hausmeister im Kriegsministerium, antwortet der Unteroffizier, wo ich die Mappe habe hintragen müssen.

Ich gehe also pfeilgrad ins Kriegsministerium, frage den Hausmeister, wo man Auskunft kriegt über Ver-

mißte, bleibe aber stehen und sage, gelt, mit Belfort ist es jetzt doch nichts?

Nein, sagt er, er hat sich auch gleich gedacht, daß es nichts ist, aber wer kann auch wissen, daß das Gerücht falsch ist?

Von wem er es denn gehört hat, frage ich.

Seine Tilly hat es mitgebracht, wo sie ihm seine drei Quartel zum Frühschoppen geholt hat.

Wo die es her hat?

Vom Schenkkellner in dem Gasthaus in der Schellingstraße, welches von der Witwe Zwieslinger ausgeübt wird, wo die Tilly ihm immer das Bier holt, weil sie Löwenbräu führt.

Adjö, sage ich und gehe in die Schellingstraße, aber der Schenkkellner sagt, er hat es aus dem Zigarrenladen gleich links in der Türkenstraße.

Jetzt bin ich in den Zigarrenladen, kaufe mir ein paar Zigarren und sage wieder, gelt mit Belfort usw.

Der Mann weiß nicht mehr, wo er es her hat, aber seine Frau erinnert sich: von einer Freundin und der Freundin hat es ihr Mann telephoniert gehabt, welcher beim Elektrizitätsamt ist.

Jetzt habe ich natürlich nicht gewußt, wie ich es machen soll, um zu erfahren, woher dieser Herr es hat, welchen ich doch nicht kenne und nicht einmal den Namen weiß. Weil ich jetzt auch Hunger verspürt habe, bin ich ins Café Parade, um eine Kleinigkeit zu verzehren.

Da habe ich mir's überlegt und bin auf einen einfachen Plan gekommen, denn wenn ich mir nämlich.

etwas in den Kopf gesetzt habe, besonders für das Vaterland, nachher gebe ich nicht so leicht nach.

Ich bin wieder in den Zigarrenladen zurück, habe gesagt, daß mir die Sorte schmeckt und ich will noch ein paar mitnehmen. Dann habe ich das Gespräch wieder auf die Freundin und ihren Mann beim Elektrizitätsamt gebracht und gefragt, ob sie ihrer Freundin nicht telephonieren kann und die ihrem Mann, woher er die Nachricht gehabt hat, es handelt sich nämlich um eine Wette.

Ja freilich, hat die Frau gesagt, denn man kann ihre Freundin im Bäckerladen in ihrem Haus anrufen. Da ist die Frau an das Telephon und gleich war die Freundin da, und da hat sie gesagt, sie soll ihren Mann durch das Telephon fragen und dann wieder anläuten.

Keine zehn Minuten hat es gedauert und die Frau hat wieder angeläutet und gesagt, ihr Mann hat es von einem Kollegen und hat ihn gefragt und er hat es um halb zwölf Uhr von dem Direktor im Franziskaner gehört.

Was? sage ich ganz erstaunt, aber ich habe mich beherrscht und gesagt: So? Dann habe ich meine Wette leider verloren, danke schön, adjö.

Bitt schön, hat die Frau gesagt, und der Mann, beehren Sie mich wieder, und draußen war ich.

Jetzt gehe ich aber in den Franziskaner, denke ich, und denke auch, warum hat denn der Direktor es mir nicht gesagt? Ich bin doch um 11 Uhr weg oder nur wenige Minuten vor halb 12, einem alten Stammgast könnte er es doch gesagt haben, das kann man schon verlangen.

Aber ich habe mich gefreut, daß es mir mit meinen Nachforschungen so gut gelungen ist und habe gedacht, ich werde den Kerl schon herauskriegen, welcher das Gerücht aufgebracht hat. Aber ich habe doch nicht mehr eine so große Wut gehabt wie am Anfang. Der Direktor ist erst um 5 Uhr gekommen, darum habe ich so lange warten müssen, aber das ist nicht so schlimm im Franziskaner, als wenn man auf der Bahn oder sonst wo warten muß.

Die Thekla, welche uns am Stammtisch bedient, hat gleich gesagt, gelt, mit Belfort ist es nichts gewesen, aber ich habe mich nicht weiter in ein Gespräch eingelassen, sondern bloß nach dem Direktor gefragt.

Sobald er gekommen ist, hat ihn die Thekla geholt, und ich habe ihn gefragt, wo er es hergewußt hat, von Belfort.

Er hat sich besonnen, aber nicht mehr gewußt von wem, aber nachher ist es ihm doch noch eingefallen, nämlich von der Kathi.

Und was sagt die Kathi nicht, von wem sie es hat? Von der Thekla!

Jetzt aber rufe ich die Thekla her und frage, von wem sie es denn gewußt hat, daß Belfort gefallen ist?

Da lacht sie und sagt, von Ihnen selber halt, Herr Huber.

Rede doch nicht so saudumm daher, Thekla, sage ich.

Ist schon wahr auch, antwortet sie.

Ich habe jetzt natürlich versichert, das ist Schwindel, denn ich habe es ja erst zu Haus erfahren.

Aber sie hat mir gestanden, daß sie zugehört hat, wo ich mit dem Herrn Lampl gerade so interessant über

die Motorbatterien und 42er gesprochen habe. Da haben Sie, sagt sie, auch von Verdun geredet, welches man mit großen Mörsern einnehmen wird, und da hat der Herr Lampl gesagt, Belfort werden wir auch gleich haben oder so.

Das ist allerdings richtig, sage ich zur Thekla, indem daß wir so etwas gesagt haben. Aber, sage ich, wenn wir sagen, Belfort werden sie auch gleich haben, so heißt das doch nicht, daß sie es schon haben.

Die Thekla hat aber geantwortet, sie hat nicht so genau hingehört, sondern es nur der Kathi gesagt, was sie gehört hat.

Jetzt habe ich gedacht, es ist nur gut, daß ich jetzt gar keine Wut mehr habe auf den Urheber des Gerüchtes. Sondern ich habe gezahlt und bin schön langsam nach Hause, weil ja heute das Verlobungsessen sein sollte für die Fanny. Ich habe jetzt auch gar keine Wut mehr gehabt auf die beiden, sondern einen Mordshunger, und bin recht froh gewesen über das gute Essen.

Ich will auch ehrlich sein und gestehen, daß ich stolz gewesen bin, jetzt auch noch einen Schwiegersohn im Feld zu haben. Es ist doch schließlich ein ganz anderes Gefühl, wenn man einen Schwiegersohn hat, welcher nicht lange zögert, sondern hergeht und ins Feld zieht, trotzdem er nicht muß.

Wir haben natürlich bei diesem freudigen Familienereignis viel vom Krieg gesprochen und ich habe ihm gesagt, daß er seine Ansichten vom Kriege jetzt draußen im Felde auch ändern wird.

Nein, sagt er, das tut er nicht, er hält den Krieg für einen Rückschritt.

Da habe ich nun dagegen gesprochen, trotzdem ich ja eigentlich auch kein Freund vom Kriege bin, aber man kommt so hinein und besonders der Schmidt und der Professor sind so begeistert gewesen.

Mein Schwiegersohn hat mich daran erinnert, daß ja der Kaiser und der Reichskanzler und auch unser König Ludwig gesagt haben, der Krieg ist uns aufgezwungen worden und wir Deutsche haben den Frieden erhalten wollen.

Das ist ganz richtig. Da sieht man wieder, wie leicht es einem passieren kann, daß man etwas glaubt, was falsch ist.

Aber wir haben beide gesagt, jetzt, wo wir den Krieg haben, wollen wir auch durchhalten.

Am anderen Mittag hat dann die Nottrauung stattgefunden und einige Tage hernach ist mein Schwiegersohn ins Feld gefahren und hat auch bald das Eiserne Kreuz für seine Tapferkeit gekriegt.

Wenn er ja schließlich durch seine Malerei auch nicht viel verdient, so ist er doch ein anständiger Kerl, und das Autofahren will ich ihm schon abgewöhnen. Ich bin jetzt gottfroh, daß die Fanny den Stiedke so hat abfahren lassen, wo ich ja selber gedacht habe, das wäre ein anderer Schwiegersohn als der Kunstmaler.

XXII

Wie Herr Pepi Huber den Zeitungen auf ihre Schliche kam und wie er sich von ihnen durchaus nicht mehr imponieren ließ.

Sobald man in den Zeitungsbetrieb ein bisserl hineinsieht, dann vergeht einem der Respekt. Ich habe ja schon erzählt, wie wir mitgemacht haben an dieser siebenten Großmacht. Aber das war nicht der Grund, warum mir die Zeitungen schon gar nicht mehr imponiert haben, sondern es ist ein anderer Grund gewesen.

Der Grund war nämlich, daß die Zeitungen auch nicht mehr wissen als unsereiner. Nachdem unsere Truppen im Westen Anfangs September zurück sind zum strategischen Rückzug von der Marne, hat es geheißen, eine neue Schlacht ist im Gang und die Entscheidung steht bevor.

Wir haben also auf die Entscheidung gepaßt und gepaßt. Die Zeitungen haben alle zehn oder vierzehn Tage gesagt, die Entscheidung steht sogar unmittelbar bevor. Jedesmal habe ich mich dann morgens wecken lassen, wenn die Zeitungsfrau gekommen ist, aber es war immer nichts darin, und dann habe ich

mich jedesmal geärgert, wo ich doch so gut geschlafen gehabt habe und nicht mehr habe einschlafen können.

So nach sechs oder acht Wochen haben dann die Zeitungen endlich gemerkt, daß es nichts ist mit der Entscheidung. Die Leser haben das alles schon lang vorher gewußt als die Zeitungen, und so ist es mit allem gegangen.

Wenn ich jetzt daran zurückdenke, was sie uns alles aufgebunden haben von Revolutionen in Feindesland und von bevorstehenden Eingriffen aller der anderen Staaten auf unserer Seite! Ich bin nicht einer, welcher sich lange einen blauen Dunst vormachen läßt, darum habe ich alle diese Schwindelnachrichten nicht lange geglaubt, und wo sie mit Irland und Afghanistan und den Aegyptern und den Kaukasiern gekommen sind, habe ich nur gesagt, einen Schmarrn, wir werden es schon allein machen auch! Aber es wäre doch schön gewesen, wenn es wahr gewesen wäre.

Die meisten Leute haben es geglaubt und wenn es sich herausgestellt hat, daß es Schwindel ist, da sind sie dann enttäuscht gewesen und haben gegrandelt.

Geradeso ist es mit dem Einfluß der Presse, von welchem die Zeitungen immer reden. Das hat sich jetzt herausgestellt.

Ich muß zugeben, daß ich selber am Anfang immer gedacht habe, es ist so. Wo unsere ersten Anregungen im Blatt erschienen sind, welche ja unser Stammtisch beraten hat, da habe ich geglaubt, daß jetzt alles an nichts anderes denkt, als die Anregung zu befolgen. Nachher habe ich aber gemerkt, daß es

die meisten sogar nicht einmal gelesen haben und daß es ihnen wurst ist.

Aber wer glaubt, er kann sich aus der Presse seine Meinung bilden, der ist erst recht beschissen. Sogar dasjenige Blatt, welches immer behauptet, es ist ein Weltblatt, hat nicht gewußt, was es glauben soll, indem es einen Tag so geschrieben hat und den anderen gleich das Gegenteil auch.

Es hat zum Beispiel einen großen Aufsatz gebracht über unsere Brummer. Den hat natürlich jeder mit großem Interesse gelesen und hat gedacht, endlich erfährt man Näheres über diese Geschütze, und hat sich gefreut, daß man jetzt weiß, wie sie aussehen usw., da hat es dann ein paar Tage später geschrieben, daß das alles Schwindel ist, und kein Mensch weiß es.

Unser Professor hat sogar nachgewiesen, daß dieses Blatt nicht einmal richtig deutsch kann, wo es doch immer schreibt, es muß jetzt alles deutsch sein. Es hat geschrieben, daß England der ekle Polyp in Aegyptens Fleisch ist.

Ich habe das so verstanden, wie den Polyp, welchen sie meinem Max aus der Nase geschnitten haben, wo er noch ein Bube war.

Aber der Kniebohrer hat gesagt, das ist falsch und ich gebe zu, daß er das besser wissen muß als ich. Er sagt, ein Polyp ist so ein Tier mit Fangarmen, welches damit seine Opfer aussaugt. Das, sagt er, weiß aber der Redakteur von diesem Blatte nicht und er hat wohl etwas läuten hören, daß England ein Polyp ist, aber gemeint, es sei eine Nasenwucherung, wo es doch ein Tier ist.

Ich habe oft gesagt, jetzt mag ich nimmer und abonniere eine andere Zeitung. Aber ich habe sie doch behalten, weil man dann keine anderen Zeitungen lesen braucht im Wirtshaus, indem sie ja am nächsten Tage alles bringt, was die anderen am Tag vorher schreiben.

Aber es ist gewiß wahr, trotzdem wir ja nur die Wahrheit sagen in diesem Kriege, so ist doch sicher die Hälfte von allem demjenigen, welches die Zeitungen bringen, doch Schwindel, und sie müssen es nachher sagen. Nur eine Zeitung ist ein bisserl besser gewesen und das ist die „Post", trotzdem sie sozialdemokratisch ist.

Alle Achtung vor der „Post", habe ich gesagt, wo der Erlaß wegen den Gemeindewahlen erschienen ist, und ich bin doch selber kein Sozi. Da hat sie kein Blatt vor den Mund genommen, und jetzt komme ich auf das, was ich berichten will.

XXIII

Wie Herr Pepi Huber sich mit der inneren Politik befaßte und wie er den Professor Kniebohrer veranlaßte, vom Stammtisch fernzubleiben.

Das Leben hat sich ja, wie ich schon gesagt habe, rasch an den Krieg gewöhnt. In unserem schönen München ist bald alles wieder in Ordnung gewesen, und alles hat gearbeitet, wie wenn gar kein Krieg wäre, nur daß kein Oktoberfest stattgefunden hat, aber das Märzbier ist doch ausgeschenkt worden.

Die Regierung hat gedacht, wenn alles in Ordnung ist, warum soll man nicht auch die Gemeindewahlen abhalten? Dem Zentrum hat das gerade in seinen Kram gepaßt, weil seine größten Feinde, die Sozi, am meisten Leute im Feld stehen haben, indem ja seine eigenen Parteimitglieder mehr aus solchen bestehen, welche nicht mehr ins Feld gehen können. Es hat ganz richtig gerechnet, daß es dann ein gutes Geschäft macht, wenn jetzt die Wahlen abgehalten werden, aber es hat doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Die „Post" hat Lärm geschlagen, auch die Liberalen ein bisserl, aber es hat nichts genützt. Da sieht man auch wieder, daß die Presse gar nicht den Ein-

fluß hat, welchen sie immer behauptet, wenn nicht einmal die „Post" etwas ausgerichtet hat.

Das Zentrum hat diese Geschichte ganz fein eingefädelt und manche hätten nicht einmal etwas gemerkt, wenn ihnen nicht die Augen geöffnet worden wären. Aber die Regierung hat doch bei ihrem Erlaß bleiben müssen. Darüber hätte ich mich nicht so aufgeregt, weil ich ja keiner Partei angehöre. Denn Krieg ist halt Krieg und unsere Soldaten wenn eine schwache Stelle beim Feind merken, dann greifen sie auch an und warten nicht erst, bis er Verstärkungen herbringt.

Aber dieser schlaue Plan des Zentrums war gegen unsere Krieger gerichtet, darum bin ich so erbost gewesen und alle anderen am Stammtisch auch, und ich habe durchgesetzt, daß wir an einem Abend zusammenkommen und beraten, was wir dagegen tun können.

Zunächst haben wir hin- und hergeredet darüber, ob wir gegen die Wahl protestieren wollen, indem wir einfach streiken und nicht wählen.

Aber der Direktor Seidl hat gesagt, das soll man ja nicht tun, es merkt's ja doch keiner.

Wir haben das eingesehen und beschlossen, gegen das Zentrum zu wählen und auch unter allen Bekannten gegen das Zentrum zu arbeiten.

Ich habe aber gespitzt, daß es beim Schwätzen bleibt, wenn man nicht gleich etwas Bestimmtes ausmacht, und ich habe gesagt: Trotzdem ich keiner Partei angehöre und also wählen kann, wen ich mag, habe ich doch bis jetzt nie einen Sozi gewählt, keinen Hausbesitzer auch nicht. Denn die Sozi schauen wie die Hausbesitzer doch nur für sich selber, nicht, und es gibt

ja schon Sozi genug, daß man die Partei nicht auch noch zu vergrößern braucht. Ich habe aber auch nichts gegen die Sozi, denn man hat ja jetzt gesehen, daß es keine vaterlandslosen Gesellen sind, im Gegenteil, sie haben im Verhältnis zu dem, was sie haben, mehr Opfer gebracht, als viele Großkopfeten, welche immer meinen, daß das Vaterland von ihnen allein abhängt. Unser Feind ist hingegen das Zentrum, weil es unseren tapferen Kriegern diesen Streich spielen will. Und den Feind vom Zentrum, den wähle ich, und das sind die Sozi, nicht? Darum müssen wir die Sozi wählen, meine Herrn, und dafür arbeiten, daß andere auch rot wählen!

Ich bin ganz ins Feuer gekommen, wo ich diese Rede gehalten habe, und am Nebentisch haben die Leute zugehört und Sehr richtig! gerufen.

Der Direktor Seidl hat gesagt, machen wir.

Der Professor Kniebohrer ist aber alleweil auf seinem Stuhl hin- und hergerückt, und es war ihm unangenehm, daß die Leute zuhören, das habe ich gleich bemerkt.

Gerade darum habe ich so lang und so deutlich gesprochen, weil ich gedacht habe, der Mensch hat keinen Charakter: zuerst schimpft er auf das Zentrum und nachher traut er sich doch nicht dagegen auftreten.

Der Lampl hat die Zeitung gelesen, weil er als Oesterreicher hier doch nicht wählen darf.

Der Besam, das ist ein Herr, welchen der Oesterreicher an unseren Tisch gebracht hat, der hat gleich gesagt, die Wahl ist ihm wurst, von ihm aus sollen die

Parteien machen, was sie wollen, ihm kann es nichts nützen und nichts schaden.

Das ist aber kein Standpunkt in dieser großen Zeit, welche uns den Blick für das Gemeinwohl geschenkt hat. Darum und wegen dem Professor habe ich nachher noch gesagt, es muß jeder bei seinen Bekannten herumgehen und Propaganda machen für die sozialdemokratische Liste.

Da hat der Professor sich geräuspert und gesagt, als königlicher Gymnasialprofessor kann er nicht mitmachen, sonst kann es ihm schlecht gehen.

Ich habe gesagt, man wird auch als Staatsbeamter seine politische Freiheit haben dürfen, gerade diese eiserne Zeit hat den alten deutschen Freiheitsdrang wieder aufgebracht, und ein Mann soll für seine Ueberzeugung einstehen, wie jetzt das ganze Volk für Wahrheit und Recht einsteht, und darum soll er rot wählen.

Rot ist aber nicht meine Ueberzeugung, hat der Professor geantwortet, und das so laut gesagt und zu dem Nebentisch hingeschielt, daß man es dort auch hören soll, aber die haben gar nicht mehr hergehorcht.

Das war das letztemal, wo der Professor an unseren Tisch gekommen ist. Nachher hat er sich nicht mehr dort sehen lassen.

Nach den Wahlen habe ich ihn einmal nachmittags im Café Fahrig getroffen, wo ich immer meinen Kaffee getrunken habe, nachdem der Hofgarten wegen dem kalten Wetter geschlossen war. Er hat gesagt, es tut ihm leid, daß er nicht mehr kommen kann, aber solange das Zentrum am Ruder sitzt, muß er sehr vorsichtig sein, um sich seine Karriere nicht zu verderben.

Mir hat es leid getan, daß der Kniebohrer nicht mehr an unseren Tisch kommt, weil wir jetzt niemand mehr gehabt haben, welcher uns die Lage erklärt.

Aber es hat sich ja, besonders im Westen, nicht mehr viel verändert mit den Schützengräben, und im Osten haben sich die Oesterreicher ja strategisch zurückgezogen.

Schließlich hat es auch gar keinen Wert, über die Lage zu reden. Es ist das allerbeste, man liest nur die Feldpostbriefe und die amtlichen Berichte und freut sich an den Gefangenen. Aber wenn man immer die Fahnerln steckt und umsteckt, nachher wird man bloß ungeduldig. Unter meinen Bekannten haben diejenigen am meisten das Maul hängen lassen, welche immer über den Karten studiert und jeden Dreck in der Zeitung gelesen haben.

Ich habe aber bei meinen Bekannten für die Sozi Propaganda gemacht, und das Wahlresultat ist ja recht gut gewesen. Allerdings haben die Zentrumsleute nichts verloren, sie sind aber auch nicht stärker geworden, und dann haben die Liberalen verschiedene Sitze an die Sozi verloren, und die stehen ja schon ganz anders gegen das Zentrum hin als die Liberalen.

XXIV

Wie Herr Pepi Huber statt des Professors an Herrn Besam einen vierten Mann zum Schafkopfen fand und wie er sich mit ihm verkrachte.

Jetzt wäre es ja gefehlt gewesen um unser Schaffkopfen. Aber der Besam ist meistens gekommen und hat mitgespielt als Ersatz für den Kniebohrer.

Aber das ist nicht lange gegangen, denn eines schönen Tages hat es sich nämlich herausgestellt, was der Besam für einer ist. Das war so.

Eines Abends fragt er mich, ob ich einige tausend Markl übrig habe.

Zu was? frage ich, denn seit dem Stiedke bin ich sehr vorsichtig geworden.

Es wäre ein schönes Trumm Geld damit zu verdienen, sagt er.

Da bin ich natürlich auch dabei und sage also, es kommt darauf an.

Jetzt hat er mir seinen Plan verraten, daß er mit einem Spezl zusammen allerlei Nahrungsmittel einkauft, besonders Kartoffeln bei den Bauern, und sie nachher mit großem Profit verkauft.

So so, denke ich, so einer bist du, welcher aus der

Not der Zeit Geschäftchen machen und im Trüben fischen will. Das denke ich und sage, so?

Ja, sagt er, das ist ein feines Geschäft und gar keine Arbeit weiter dabei.

So? sage ich noch einmal, so? Ich will Ihnen etwas sagen. Ich könnte es jetzt schon brauchen, etwas verdienen, weil ich meinen Parteien im Haus, welche am Kriege beteiligt sind, freiwillig am Hauszins nachgelassen habe und weil ich dann auch noch einen Schwiegersohn verhalten muß, welcher als Freiwilliger im Felde steht. Darum könnte ich es schon brauchen. Aber wenn Sie meinen, daß ich auch so ein Schmarotzer bin am Fleische des Vaterlandes, Herr Besam, nachher haben Sie sich geschnitten, mein Lieber! Mir gangst! Pfui Teufel!

Deshalb brauchen Sie nicht gleich so grob zu werden, erwidert er, ein jeder schaut halt, wie er zu seinem Sach kommt.

Was? sage ich, ja, auf ehrliche Weise, mein Lieber; aber nicht so wie Sie, mit Ihnen will ich überhaupts nichts mehr zu tun haben; Thekla, zahlen!

Und fort bin ich und habe ihn mit dem Lampl sitzen lassen, indem der Seidl an diesem Abend nicht da war.

Der Besam hat sich seitdem nicht mehr am Stammtisch sehen lassen. Ja ich hätte auch auf anständige Weise Geld verdienen können, und ich habe in dieser Zeit oft daran gedacht, wie gut es wäre, wenn ich jetzt eine Wurstfabrik hätte, wo ich doch das Handwerk verstehe.

Ich hätte auch gleich eine angefangen, wenn ich noch jünger gewesen wäre, aber jetzt bin ich doch zu alt dazu,

trotzdem die Wurstfabrikanten während dem Kriege ausgezeichnete Geschäfte machen. Ich habe aber auch gedacht, was mache ich nach dem Krieg mit der Fabrik, wo doch der Max im Bankfach ist und mein Schwiegersohn auch nichts versteht von der Fabrikation? Darum habe ich es bleiben lassen.

Ich möchte nicht fragen, wie viele herumlaufen, welche sich auf so schlechte Art wie der Besam die Taschen gefüllt haben.

So gibt es halt immer Aasgeier, und es gibt sogar Leute, welche aus dem Traurigsten, welches es im Kriege gibt, dem Tod auf dem Felde der Ehre, etwas für sich herausschlagen. Ich meine nicht damit die Leichentransporteure, welche immer in der Zeitung annonciert haben, trotzdem es geheißen hat, man darf die Toten nicht nach Hause befördern. Da weiß man ja im voraus, was man zahlen muß, und kann es auch bleiben lassen, wenn man es zu teuer findet. Ich meine einen anderen Fall.

Die Sekretärsfrau, von welcher ich ja schon gesprochen habe, daß sie früher bei uns gewohnt hat, hat ihren Mann im Feld verloren. Der Schmerz wird ja nicht tief gegangen sein bei ihr, aber wie die in der Traueranzeige mit ihrem Schmerz geprotzt hat, und nachher ist sie in ihrem langen Witwenschleier den ganzen Tag in der Stadt herumgelaufen, damit ihr die Leute ja recht nachsehen und Mitleid mit ihr haben!

Zu gleicher Zeit ist auch der Sozi aus unserem Rückgebäude gefallen. Ich habe mich nie mit ihm abgegeben gehabt. Aber ich habe ihn noch gesehen als kräftigen, gesunden Menschen, wo er hinausgezogen

ist, und da ist es mir doch nahe gegangen und ich habe an unseren Max und an den Fritz, meinen Schwiegersohn, denken müssen, wenn die jetzt auch nicht mehr zurückkommen!

Da merkst du erst, was es heißt, sein Leben in die Schanze schlagen, und es kommt dir ganz anders vor, als in den patriotischen Ansprachen. Und dann kriegst du erst eine Wut auf solche, die welche im Trüben fischen wollen.

Aber ich muß doch sagen, daß das Ausnahmen sind. Ich glaube ja nicht daran, daß durch den Krieg die Menschen auch nach dem Frieden anders werden. Aber während dem Kriege sind sie doch in manchen Dingen in sich gegangen, trotzdem unser Stammtisch sich gelockert hat und alle diese Geschichten passiert sind, welche ich berichtet habe.

Ich rede hier nicht von den Komitees und den Spenden, wo man ja nie weiß, ist es aus Gemeinsinn geschehen oder um Reklame zu machen. Aber etwas Schöneres hat es gleich gar nicht geben können, als den Weihnachtsgabentag.

Alles war beflaggt. Schon am frühen Morgen hast du die Mäderln, je zwei mit einem Korb, durch die Stadt und Häuser gehen sehen und einsammeln für unsere Krieger im Felde. Fast alle haben sie ihre Körbe mit Tannenreis und blau-weißen Schleifen geschmückt gehabt, ganz künstlerisch, wie es sich für unsere alte Kunststadt gehört. Ueberall hast du nur frohe Gesichter gesehen und alles hat gern geben, daß die armen Hascherln sich haben müssen abschleppen mit ihren Körben.

Fast sind dir die Tränen gekommen vor Freude an der allgemeinen Festlichkeit, und das Geld ist so locker gesessen wie sonst nur am Oktoberfest oder im Fasching. Da hat sich unser goldenes Herz und unser echt bayerisches Gemüt wieder gezeigt.

Auch ich habe mich nicht lumpen lassen, trotzdem wir ja dem Max und dem Fritz noch besondere Pakete ins Feld geschickt haben. In München ist für 1½ Millionen Markl hergeschenkt worden.

Und da gibt es dann noch Leute und behaupten, es sei kein Geld in unserer Stadt München!

XXV

Wie Herr Pepi Huber auch den Direktor Seidl immer seltener am Stammtisch sah und wie es überhaupt kein Stammtisch mehr war.

Mit dem Schaffkopfen war es also nichts mehr. Das war schade. Denn das ist komisch im Krieg: eigentlich gibt es immer so viel Neuigkeiten, daß man den ganzen Tag damit beschäftigt ist, aber man kann doch nicht gemütlich ein Leben wie in Friedenszeiten führen, sondern kriegt Zeitlang.

Da gibt es gar kein besseres Mittel als Kartenspielen. Es beruhigt dich und bringt dich auf andere Gedanken. Jetzt, wo es nichts mehr mit dem Schaffkopfen war, haben wir uns wieder mehr über den Krieg unterhalten, denn das ist auch komisch: du kannst reden, von was du willst im Krieg, immer kommst du wieder auf den Krieg zurück.

Jetzt sind wir meistens nur noch zu zweit gewesen, ich und der Lampl, weil der Direktor Seidl immer seltener gekommen und sein Geschäft immer besser gegangen ist. Er hat auch gesagt, daß es doch das Gescheiteste ist, zu arbeiten, und es ist einem am wohlsten dabei.

Das habe ich ja am Anfang auch gespürt, wo ich

mich in das Privatleben zurückgezogen habe und gemeint, ich werde es nie lernen, zu privatisieren. Aber ich habe mich doch daran gewöhnt. Der Seidl hat vielleicht schon recht gehabt, aber was soll ich arbeiten, wo ich doch Privatier bin?

Darum bin ich dem Stammtisch treu geblieben. Eigentlich war es kein Stammtisch mehr, weil die Thekla gesagt hat, für die wenigen Herren darf sie keinen Tisch mehr belegen, denn im Franziskaner ist es ja immer voll, ob es Frieden ist oder Krieg.

Aber auch die Unterhaltung über den Krieg hat mich nicht mehr gefreut. Das ist nicht bloß daher gekommen, daß der Oesterreicher immer so geprahlt hat von den österreichischen Waffentaten. Da war auch ein anderer Grund schuld.

Mein Sohn ist nämlich verwundet worden und in ein Lazarett gleich hinter der Front gekommen. Von dort aus hat er einen langen Brief geschrieben und darin auf die Münchner Gschaftlhuber geschimpft.

Er hat geschrieben, er achtet die Frau, welche Mitleid hat, wenn ein Schiff mit Mann und Maus untergeht, zehnmal mehr als die Leute, welche sich darüber freuen, auch wenn das Schiff den Engländern gehört.

Ich muß schon sagen, daß er eigentlich recht hat, aber wo ich es im Blatt gelesen habe, daß eine Frau gesagt hat, die armen Menschen, da habe ich dem Blatt recht gegeben, daß es über sie schimpft. Aber jetzt habe ich es mit anderen Augen angesehen und gefunden, daß der Max recht hat.

Ich sage diese Meinung auch ganz offen, denn ich finde, daß ein Soldat nicht unpatriotisch daher reden

wird, wo er doch im Dienste seines Vaterlandes verwundet worden ist, und hat sich nicht in die Heimat transportieren lassen, trotzdem man es ihm freigestellt hat.

Der Max hat in seinem Brief gefragt, ob die Münchner nicht bloß den Verstand, sondern auch das Herz verloren haben. Denn den Verstand haben sie sicher verloren, diese Gschaftlhuber, heißt es in dem Briefe. Es ist blödsinnig, schreibt der Max, von Hinterlist zu reden, wenn die Franzosen sich auf den Bäumen verstecken, um zu schießen. Denn die Deutschen machen es gerade so. Im Kriege nützt man halt alle Mittel aus, um dem Gegner Schaden beizubringen.

Auch das hat der Max so geschrieben, wie wenn er mit dem Gschaftlhuber mich meint. Denn wo das Blatt geschrieben hat, das ist gemein von den Franzosen, habe ich gefunden, das ist richtig, aber jetzt habe ich eingesehen, daß der Max recht hat, daß im Krieg jedes Mittel benützt wird.

Jetzt ist mir auf einmal alles anders vorgekommen, und ich habe zugeben müssen, daß unsere Soldaten eigentlich viel vernünftiger sind als wir zu Hause, und es ist wirklich das Gescheiteste, das Maul halten. So hat halt alles seine Zeit.

Ich sage heute noch, daß wir das Unsere geleistet haben in der ersten Zeit des Krieges, besonders an unserem Stammtisch, und im Feld hat mancher sicherlich das Eiserne Kreuz erhalten, welcher sich nicht so bemüht hat wie wir, besonders jetzt, wo es jeder kriegt.

Aber alles hat seine Zeit, und nachdem alles zu Hause wieder in Ordnung gekommen ist, da ist es

wirklich das Gescheiteste, in Ruhe die Ereignisse abzuwarten.

Ich sage das auch zum Beispiel für die Schutzleute, welche es so wichtig gehabt haben, daß die Polizeistunde genau eingehalten wird. Es ist doch besser, das Geld kommt unter die Leute als nicht. Aber gerade deshalb habe ich so eine Wut gehabt auf die Leute, welche das nicht eingesehen haben und welche nicht zur Ruhe gekommen sind.

Jawohl, Ruhe ist des Bürgers Pflicht, und ich kann meinem Schwiegersohn nur beistimmen, welcher auch einen ähnlichen Feldpostbrief geschickt hat und geschrieben: Trotzdem es viel vernünftiger ist, in friedlicher Arbeit aufzubauen, statt im Krieg zu zerstören, sind jetzt die Soldaten die Vernünftigen und die zu Hause die Dummen.

Er hat einmal geschrieben, wir sollten doch in der Zeitung aufpassen, ob nicht eine Zuschrift aus dem Felde von ihm darin kommt. Aber wir haben nichts gefunden.

Nachher hat er uns dann mitgeteilt, was er der Zeitung geschrieben hat. Da hat er gesagt, er ist erstaunt, aus den Zeitungen zu sehen, was allmählich im deutschen Vaterlande für ein Polizeiton eingerissen ist. Alles wird einem vorgeschrieben: ob man schilaufen darf, was man lesen darf, was aufführen, was malen, was essen, was trinken, wie man sich kleiden darf, wie man sprechen darf, wann man flaggen darf usw. Während es beim Militär freier geworden ist als früher, mischt sich jetzt der Schulmeister in alle privaten Fragen und jeder glaubt, er ist zum Schulmeister berufen.

Dazu hat der Fritz noch geschrieben: Daß kein Mensch sich gegen diese Bevormundung erhebt, beweist ihm, daß die vernünftigen Elemente jetzt alle im Felde stehen. Aber wenn sie zurückkehren, wird damit aufgeräumt, hat er geschrieben. Da können sich diejenigen, welche den anderen jeden Dreck vorschreiben wollen, auf etwas gefaßt machen.

Mein Schwiegersohn hat auch ganz recht gehabt. Ich habe genau gemerkt, daß die größten Gschaftlhuber am wenigsten wirklich geholfen haben, und diejenigen, welchen das künftige Deutschland nicht groß genug hat werden können, und schon Holland und die Schweiz dazu gezählt haben, die haben gleich den Kopf hängen lassen, wenn es irgendwo einen Stillstand gegeben hat.

Ein ziemlich junger Mensch, welchen ich kenne, der hat alle Tage gesagt, so jetzt ist es aber Zeit, daß wir die Offensive gegen Joffre anfangen.

Ich habe ihm endlich gesagt, melden Sie sich doch als Freiwilliger, vielleicht geht es dann rascher, wenn Sie dabei sind! Ich weiß wohl, warum ich es ihm so gesteckt habe. Er hat den ganzen Tag nichts zu tun gehabt, als seinem Vater sein Geld zu verputzen.

Am Anfang vom Krieg hat er sich melden wollen, Remonten zureiten helfen. Das hat er wenigstens gesagt. Aber wo er gehört hat, daß er Uniform tragen muß, hat er den Gedanken aufgegeben aus Angst, daß er einmal von einem Offizier angeschnauzt wird, wie es sich gehört.

Das ist nur so ein Beispiel.

Ich bin ruhig geblieben, weil ich gewußt habe, daß

es nicht schlecht gehen kann, wenn es auch langsam geht, aber solche Leute haben heute geschrien, hurra, bis in drei Tagen haben wir Warschau oder Calais! und morgen gejammert, o mein, es steht schlecht!

Gerade deshalb habe ich immer gesagt, wenn ein Sieg war: nur nicht zu laut mit der Freude, so kann es nicht alle Tage weiter gehen, und wenn es nicht gut gegangen ist, habe ich gesagt: nur Ruhe, es wird schon wieder besser!

XXVI

Wie Herr Pepi Huber trotz dieser traurigen Vorgänge den Mut nicht sinken ließ und wie er es besser wußte, als die Zeitungen.

Wie haben manche von diesen Leuten nur das Maul hängen lassen, wo unser Hindenburg anfangs Dezember zurückgegangen ist! Ich habe gleich gesagt, der Hindenburg wird schon wissen, warum er es tut, und er hat ja die Russen bloß alleweil hereinkommen lassen, um sie zu hauen.

Ich habe ja nur die amtlichen Meldungen geglaubt. Anderes habe ich natürlich auch gelesen, aber nur zum Vergnügen. Es tut einem ja immer wohl, günstige Nachrichten zu lesen und allerlei Erfreuliches zu erwarten. Man denkt ja nicht immer daran, daß man es nicht glauben braucht, und schließlich kann es doch vielleicht wahr sein. Aber recht geglaubt habe ich nur die amtlichen Berichte und ich habe sie darum auch genau gelesen.

Es ist mit dem Hindenburg richtig auch gekommen, wie ich vorausgesagt habe. Bald hat er Lodz wieder erobert und jeden Tag ist er ein bisserl weiter.

An einem schönen Nachmittag, wo ich vom Mittagsschläfchen an das Fenster trete, denke ich: ja, was ist

denn das? Da zieht nämlich mein Nachbar die Fahne auf.

Ich rasch meinen Hut auf und hinüber zur Anschlagtafel. Ich lese den Tagesbericht, welcher wieder sehr günstig ist, wie in den letzten Tagen auch, aber nicht so, daß man gleich die Fahnen herauszuhängen braucht. Es steht darin, daß die Entscheidung gestern und vorgestern von westpreußischen Regimentern herbeigeführt worden ist.

No, denke ich, warum soll mein Nachbar nicht die Fahne heraushängen, wenn es ihn freut? Ich werde es diesmal bleiben lassen. Aber da denke ich wieder: vielleicht ist noch etwas anderes bekannt gegeben worden, von der Flotte vielleicht, und ist von einer anderen Zeitung angeschlagen. Darum gehe ich zur Anschlagtafel einer anderen Zeitung, welche ein bisserl weiter weg ist.

Richtig steht da in großen Buchstaben: Fahnen heraus!

Ich lese das Telegramm und sehe, es ist das gleiche.

Da sage ich zu den Umstehenden, das hat man doch gewußt, daß es gut steht, aber warum denn jetzt schon wieder die Fahnen heraus?

Weil es die Entscheidung ist, sagt ein junger Mensch.

Ja, die Entscheidung von gestern und vorgestern, aber nicht die richtige Entscheidung.

Da sagt der junge Mensch: das ist auch so ein Unzufriedener, und alle haben sie angefangen zu schimpfen und bei dieser drohenden Haltung habe ich gemacht, daß ich fortkomme.

Auf dem Rückweg habe ich gedacht, diesesmal wird

zum Trotz nicht geflaggt. Wo ich aber mein Haus erblicke, hängt richtig schon die Fahne heraus. Wie sich herausgestellt hat, hat die Marie geflaggt gehabt.

Meine liebe Frau und die Fanny haben ihr nichts angeschafft, weil sie immer nur gesagt haben, wenn nur bald Frieden wäre.

Aber wo ich ihr anschaffe, sie soll sie wieder hereinziehen, da rufen sie beide: so, warum soll man denn nicht flaggen, wenn unsere tapferen Soldaten einen Sieg haben?

Es ist gescheiter, sage ich, nicht zu früh zu flaggen, weil mir das immer vorkommt, wie wenn einer einen Witz erzählt und ein anderer lacht zu früh.

Aber sie haben gesagt, die Zeitung weiß es besser als wie du, und haben der Marie angeschafft, die Fahne heraußen zu lassen.

Um den Frieden zu haben und weil die beiden immer über den Krieg geschimpft haben und es nicht erwarten können, bis er aufhört, habe ich nichts mehr gesagt.

Am nächsten Tage hat dann meine liebe Frau gesagt, es ist wirklich die Entscheidung gewesen, denn in der gleichen Zeitung steht ja als eine große Ueberschrift oben am Blatt: Ein Feind weniger, und damit ist der Russe gemeint.

Und die Fanny hat gesagt, da kommt ihr Fritz jetzt bald heim, wenn der russische Feind vernichtet ist.

Ich habe wieder nichts gesagt, nur gedacht: du armes Hascherl, das hat noch gute Weile! Aber meine Wut auf diese Redaktion ist noch mehr gestiegen.

An diesem Abend habe ich den Seidl getroffen, wel-

cher ausnahmsweise wieder einmal in den Franziskaner gekommen ist.

Er hat gelacht, wie ich gesagt habe, es ist ein Unsinn mit dem Flaggen. Das schadet gar nichts, sagt er, im Gegenteil, die Geschäfte gehen dann viel besser, und er ist überzeugt, daß es den Zeitungen zu verdanken ist, daß das Weihnachtsgeschäft so gut geht. Aber die wissen auch, sagt er, daß sie nicht leer ausgehen dabei und Inserate kriegen. So wäscht eine Hand die andere, und das Publikum kann auch zufrieden sein, denn es hat doch eine Freude für ein paar Tage, wenn wieder geflaggt ist.

Das hat der Seidl nicht einsehen wollen, daß wir Deutsche doch die Wahrheit festhalten sollen und es auch nicht nötig haben, die Siege aufzubauschen, wie unsere Gegner.

Er sagt, ich nehme es viel zu genau. Er glaubt schon lange kein Wort mehr, was die Zeitungen sagen, wenn es nicht amtlich ist. Die Hauptsache ist, sagt er, daß die Geschäfte normal gehen. Dann kann es keine Not im Inneren geben, wo das noch die größte Gefahr gewesen ist, und dann können unsere Soldaten in aller Ruhe siegen und sich die nötige Zeit dazu lassen.

Da hat der Seidl ja schließlich auch recht.

Meine Frau hat sich nachträglich geärgert, daß sie die Fahne heraußen gelassen hat, weil es nämlich in der Nacht geregnet hat und das Blau hat auf das Weiße abgefärbt, daß es wirklich kein erfreulicher Anblick war.

Es hat mich schon ein bisserl gefreut, daß ihr das

passiert ist. Dann sehen die Frauen, daß es doch besser ist, man hört auf den Mann.

Was die Auffassung der genannten Zeitung anbetrifft, so bin ich überzeugt davon, daß der Redakteur auch zu den Angstmeiern gehört, welche gemeint haben, es geht dem Hindenburg schlecht, und er ist nachher gleich, wo von Entscheidung bloß die Rede war, schon halb narrisch geworden vor Freude, daß es doch nicht so schlimm steht.

Darum hat er auch bald nachher, wo der Hindenburg Ende Dezember seine Gefangenen aus diesen Sümpfen zusammengezählt und veröffentlicht hat, in fetter Schrift über den Bericht gesetzt: Ein neuer Sieg Hindenburgs.

Ich habe gleich meine Frau gefragt, ob sie denn nicht wieder flaggen will, aber sie hat gar keine Antwort gegeben, wie es ja immer geht, wenn ich recht habe.

XXVII

Wie Herr Pepi Huber die alte Münchner Gemütlichkeit vermißte und wie er mit dem Herrn Lampl trotz allem und allem durchhielt.

Es ist schon narrisch, wie der Krieg auf manche Menschen einwirkt.

Da gibt es Leute, welche bei jedem dritten Worte sagen, o mein, unsere armen Soldaten! und dabei spüren sie nicht mehr Mitleid, als wenn sie zu anderen Zeiten sagen, o mein, die Arbeitslosen!

Wieder andere sind fortwährend in so hochgehenden Wogen der Begeisterung, daß sie am liebsten außer dem Engländer, Franzosen und Ruß auch gleich noch den Serb, den Montenegriner und den Japaner zum Kraut fressen möchten. Dabei verlieren sie aber kein bisserl ihre Ruhe und hätten es am liebsten, wenn der Krieg nie aufhören würde, und jammern jetzt schon: wie wird das nach dem Kriege, da steht ja gar nichts mehr in der Zeitung!

Ich gehöre nicht zu diesen Leuten. Am Anfang war ich ja auch geradeso begeistert, wie alle anderen sind. Aber ich habe jetzt das Gefühl, daß der Krieg doch eigentlich nicht das Natürliche ist und daß es einmal wieder anders werden muß, und das kommt sicherlich

auch daher, daß es ein Jammer ist, wenn so viele Menschen ihr Leben lassen müssen im Krieg.

Man kann sich zum Beispiel auch gar nicht denken, daß es aus und gar sein soll mit den Fremden in München, und wenn ich an die Fremden zurückdenke, so muß ich doch sagen, daß wir sie eigentlich recht gern gehabt haben in unserer Stadt. Wir haben halt einmal ein goldenes Herz, daß man sie willkommen heißt, weil es doch zum Bilde unseres schönen Münchens gehört, auch wenn man nicht gleich an die Geschäfte denkt.

Nein, im Gegenteil, man braucht nicht vor ihnen auf dem Bauch herumzurutschen, und es hätte es auch gar nicht gebraucht, daß der Borscht, welcher unser Bürgermeister ist, gleich bei jedem Zug mit einem großen Blumenstrauß auf den Bahnhof geht, wo die Amerikaner nach Kriegsausbruch abgefahren sind.

Aber es ist wirklich ein bisserl langweilig ohne Fremde, weil man es so gewohnt ist und seine Gaudi dabei hat, wenn man sie beobachtet, wie sie sich in unserem lieben München wohlfühlen.

Das muß ich immer denken, wenn ich die Tauben auf dem Odeonsplatz sehe. Man sagt alleweil, es merkt's kein Mensch in München, daß Krieg ist, und die ärmsten Leute holen nicht ein einziges Quartel weniger als in Friedenszeiten. Das ist schon recht, aber an die Tauben am Odeonsplatz denkt keiner, welche doch jetzt keine Engländerinnen haben, welche sie füttern, und die wenn reden könnten, würden sie sicher gerne als Friedenstauben gehen, trotzdem heuer sogar im Fasching das Verkleiden verboten ist.

Aber die Fremden sind ja bloß ein Beispiel, welches ich angeführt habe, weil es mir gerade eingefallen ist. Es gibt noch tausend andere, wenn man sich nur ein bisserl anstrengt.

Also, ich muß schon sagen, daß mir der Frieden lieber ist und daß ich die alte Münchner Gemütlichkeit nicht mehr recht in mir habe, trotzdem ich doch selber einer bin. Vielleicht kommt es daher, daß meine liebe Frau und die Fanny alleweil vom Frieden reden und Liebessendungen packen und abschicken.

Gerade darum habe ich auch, wenn der Sieg gekommen ist, nicht bloß wie die anderen gesagt, haben Sie es schon gehört, daß Antwerpen gefallen ist, oder daß sie wieder dreißig- oder vierzigtausend Gefangene haben, nein, ich habe mich mächtig gefreut, so daß es mich gleich ganz gepackt und so rasch nicht mehr losgelassen hat, wenn so ein Telegramm war, und nicht angefangen, vom Bier reden oder daß auf der Trambahn wieder ein Unglück passiert ist, wie es leider jetzt oft vorkommt mit dem ungeübten Personal. Wenn es aber irgendwo einmal wirklich schlecht gegangen ist, gottlob war das selten der Fall, nachher hat es mich doppelt gerissen.

Ich sitze also eines Nachmittags mit dem Lampl im Café, da heißt es, Belgrad ist gefallen und es ist dem Kaiser Franz Joseph zur Feier seines Regierungsjubiläums, wie es in dem Telegramm heißt, zu Füßen gelegt worden. Das hat mich ganz damisch gefreut, schon weil es so lange gebraucht hat, indem es ja schon anfangs August geheißen hat, es ist gefallen, aber auch weil mir unser Lampl immer leid getan hat, wenn wir gesagt haben, jetzt haben wir das oder das eingenom-

men, und er nie hat sagen können, wir haben auch einen Sieg.

Wo die Nachricht von Belgrad gekommen ist, habe ich ihm herzlich gratuliert und gesagt, passens auf, jetzt wird es schon besser bei den Oesterreichern.

Er hat jetzt aber gleich erwidert, es steht überhaupts gut mit den Oesterreichern, indem man ja in einer Verlautbarung lesen kann, daß sie tapfer und heldenmütig sind.

Das hat mich gefreut, daß auch der Oesterreicher voller Zuversicht in die Zukunft schaut. Und ich habe gedacht, wir zwei sind jetzt die Vertreter des Bündnisses und nur schade, daß kein Türke dabei ist.

Da bin ich ganz wehmütig geworden, wo ich an unseren schönen Stammtisch habe denken müssen, welcher ja ganz zusammengeschmolzen ist, aber ich habe gleich gedacht, so ist es uns Deutschen und Oesterreichern bei diesem Krieg ergangen, daß schließlich die ganze Welt bis auf die Türken gegen uns war, und wir haben doch den Mut nicht verloren.

Ich habe es dem Oesterreicher auch gesagt und er hat erklärt, daß wenigstens wir zwei noch zusammenhalten wollen, bloß einen Türken weiß er nicht dazu, denn der einzige, welchen er kennt, wohnt in seiner Gegend, ist aber ein ganz gerissener Geschäftsmann, welcher die Leute mit seinen Teppichen anschmiert.

Deshalb habe ich immer gesagt, wenn man auf die Oesterreicher geschimpft hat, es wird schon kommen, die sind halt ein bisserl langsamer als wir Deutsche und Preußen. Es hat ja dann auch gestimmt, indem sich

Przemysl gehalten hat und dann ist es ja in Serbien auf einmal ganz mächtig vorwärts gegangen.

Also soweit war alles in Ordnung. Aber jetzt kommt es anders, und das muß ich erzählen, trotzdem es mir heute noch leid tut.

XXVIII

Wie Herr Pepi Huber sich über einer Hiobspost auch mit Herrn Lampl entzweite und wie er jetzt den Frieden herbeisehnte.

An einem schönen Tage, da stand im österreichischen Bericht zu lesen: Die Offensive in Serbien veranlaßte eine weiterreichende rückgängige Bewegung unserer Kräfte. Dieser steht die Gewinnung Belgrads gegenüber.

Es hat mir nicht recht gefallen, daß sie jetzt mit Belgrad protzen, welches ja schon lange eingenommen war. Das hätte es nicht gebraucht, denke ich, denn schließlich wird es ja nachher schon wieder vorwärts gehen, und es wäre besser gewesen, sie hätten von Belgrad nichts gesagt.

Denn es ist ja auch sonst so im Leben: wenn es einem dreckig geht und er hat früher einmal bessere Zeiten gesehen und man weiß das schon, dann ist es gescheiter, er erinnert einen nicht mehr an die besseren Zeiten.

Aber es hat ja immer in den Zeitungen gestanden, daß der größte Teil der Serben gefangen oder gefallen ist, daß in der Armee Aufruhr herrscht und ein anderer Teil davon auf bulgarisches Gebiet übergehen und sich

ergeben will, daß keine Munition mehr da ist, daß Hunger und Seuchen im Land herrschen, daß der König damisch geworden ist und nach Griechenland fliehen will usw., also daß die Serben auf dem letzten Loch pfeifen.

Deshalb habe ich auch gedacht, daß die Oesterreicher es schließlich doch zwingen werden, und habe noch gedacht: ja, die Gewinnung Belgrads ist sehr wichtig!

Am gleichen Tage habe ich nachmittags den Lampl im Fahrig getroffen. Wir sind ganz grübig dagesessen und haben uns ganz gemütlich miteinander unterhalten.

An diesem Tage ist der Bericht sehr lang nicht gekommen. Ich habe den Ober schon ein paar Male gefragt, ob immer noch nichts angeschlagen ist.

Da kommt er auf einmal und sagt, Belgrad ist gefallen.

Ja, vor ein paar Wochen, sage ich und ich schaue gar nicht weiter hin.

Nein, die Serben haben es wieder, behauptet der Ober.

Geh, sage ich, tun Sie mich nicht derblecken, und lache.

Ist schon wahr auch, antwortet er und holt das Extrablatt und ich habe es gelesen. Zuerst habe ich bloß Auweh sagen können, aber die Gedanken sind mir wie ein Wirbel durcheinander.

Nachher aber sage ich: O Blu—mendraht, Belgrad ist gefallen, was sagen denn Sie dazu? frage ich den Oesterreicher.

Ja, was soll ich dazu sagen? antwortet er so gemütlich, wie wenn wir vom Wetter reden.

Jetzt aber hat mich schon eine Wut gepackt und ich habe angefangen zu schimpfen.

Wenn ich jetzt über die Geschichte nachdenke, so muß ich mich ein bisserl schämen, weil ich damals so kleinmütig gewesen bin. Aber was kannst du da machen? Es ist halt so über mich gekommen! Ich muß zugeben, daß die Oesterreicher sich recht wacker gehalten haben, und sie haben bald nachher auch den großen Sieg von Limanowa erkämpft. Aber damals war ich halt einmal so. Ich würde es auch gar nicht erzählen, wenn ich nicht müßte, damit man versteht, welches Schicksal meiner Freundschaft mit dem Lampl zugestoßen ist. —

Ich will also gar nicht mitteilen, was ich alles gesagt habe. Da sind mir die Preußen tausendmal lieber als ihr, habe ich dem Lampl vorgeschmissen.

Sagt da nicht der unverschämte Mensch: Ich habe Ihnen ja nicht hergepfiffen!

Jetzt habe ich aber rasch gezahlt und bin gegangen. Ich habe den Oesterreicher nicht mehr gesehen, denn ich habe es doch wahrhaftig nicht nötig, mich auch noch so behandeln zu lassen, wo wir immer siegen und sie immer verlieren.

Das habe ich wenigstens damals gedacht, aus lauter Schmerz um unser teures Vaterland. Ich bin nie in meinem Leben so unglücklich gewesen, wie an diesem Tage, und wo meine Frau und Tochter wieder gefragt haben, ob ich noch nichts gehört habe in der Stadt, daß bald Frieden ist, habe ich gesagt, es wäre wirklich gut, wenn es Frieden gäbe.

Da haben sie mir erzählt, daß in Schwabing zwei Soldaten im Schlaf die Mutter Gottes erschienen ist und verkündet, am 22. Dezember gibt es Frieden. Sie haben es nachher auch beeidet.

Da habe ich mich gefreut, wenn es nur Frieden gibt und wenn die Oesterreicher auch gar nichts von Serbien erobern!

XXIX

Wie Herr Pepi Huber sich zu der Einsicht aufraffte, daß durchgehalten werden müsse, und wie er nun über die Menschen und den Krieg dachte.

Das ist das einzigemal, wo mir wirklich der Mut vergangen ist und das Herz in die Hosen gefallen und die Zuversicht an eine glückliche Zukunft. Jetzt hat mich schon der ganze Krieg nicht mehr gefreut. Aber das war nur vorübergehend.

Am nächsten Tage habe ich es wieder gewußt und gespürt, wir Deutsche müssen siegen. Wenn wir siegen wollen, müssen wir auch durchhalten.

Bloß kann ich es nicht leiden, wenn man so tut, als ob es eine Schande ist, daß man hofft, der Krieg geht bald zu Ende. Da tut man dann gleich, als sei man der reinste Vaterlandsverräter, wenn man so etwas sagt.

Ich weiß es vom Max und vom Fritz, und darum soll man auch ehrlich sein und es zugeben, daß sich unsere Krieger ebenso nach Frieden sehnen wie wir selbst. Freilich wollen wir unter keinen Umständen Frieden schließen, als mit Ehren und daß wir sagen können, so, jetzt ist für lange, lange Zeit Ruhe auf Erden.

Aber hoffentlich wird das bald eintreten, denn es ist

ein Jammer, wenn man sieht, wie so viele Menschen ihr junges Leben hergeben müssen und nützt doch keinem etwas, weil unsere Heere jetzt weit im Feindesland stehen und die anderen doch nicht mehr erwarten können, daß sie sie wieder hinaus bringen.

Darum wäre es das Gescheiteste, wenn es nicht mehr lange dauern würde. Ich als Mann denke nicht so wie meine Frau und meine Tochter, welche als Mutter und Gattin fühlen und nichts von der Politik verstehen. Aber ich sage das doch.

Jetzt erzählt man in der Stadt, daß der Krupp beim Bernheimer war, um seiner Frau zu Weihnachten einen Schrank zu kaufen. Da hat er mit dem Bernheimer natürlich auch vom Krieg gesprochen und gesagt, im April ist der Krieg aus.

Der Bernheimer hat es nicht geglaubt, und da hat der Krupp gesagt, gut, wir wollen wetten, wenn im April der Krieg nicht aus ist, zahle ich für den Schrank das Doppelte, Herr Bernheimer.

Und wenn im April der Krieg aus ist, kriegen Sie den Schrank umsonst, Exzellenz, hat der Bernheimer gesagt.

Ich möchte dem Krupp schon wünschen, daß er die Wette gewinnt, trotzdem er ja schwere Gelder hat und ich unseren Münchner Geschäftsleuten gern etwas gönne, aber trotzdem. Dann kann auch mein Schwiegersohn zur Taufe seines Erstgeborenen zu Hause sein.

Wenn es aber noch sehr lange so weiter geht, wie die Engländer sagen und auch der Viviani meint, dann kann es passieren, daß ich mein Gold einstecke, ein bis-

serl etwas hat man ja noch immer zu Hause, und irgendwohin fahre, zum Beispiel an den Gardasee im Frühling. Denn jetzt weiß unsereiner wirklich nicht, zu was er eigentlich auf der Welt ist, indem ich ja keinen Beruf habe und man doch nicht zur Ruhe des Friedens kommt.

Ja, eine Wurstfabrik wenn ich gegründet hätte! Aber wenn ich jetzt darüber nachdenke, wie es mit unserem Stammtisch gegangen ist, welcher sich ja so nett angelassen hat, dann muß ich schon sagen, auch wir zu Hause bringen unsere Opfer. Da kannst du sagen, was du willst, gleich ist einer da, der hergeht und beleidigt ist und geht nicht mehr her.

Ich finde, daß die Menschen in Kriegszeiten wirklich viel weniger grübig sind als wie im Frieden. Und aus unserem Stammtisch habe ich gelernt, daß die Menschen durch den Krieg nicht besser geworden sind, wie es immer heißt, sondern eher schlimmer, und sie kommen sich wunder wie wichtig vor.

Ja, unsere Soldaten, das ist etwas anderes, das sind Helden und sie leisten tatsächlich Uebermenschliches und sind doch so bescheiden, daß neulich einer geschrieben hat, sie müssen lachen, wenn die Zeitungen schreiben, daß sie Helden sind. Aber sie sind es doch, und auch deshalb freue ich mich auf den Frieden, damit sie wieder nach Hause kommen und wieder Vernunft und Gemütlichkeit einführen in unserem München. Sie werden es dann auch den Gschaftlhubern stecken, welche sich jetzt so wichtig machen und dabei noch sagen, unsereiner, welcher das Maul hält und denjenigen,

welche arbeiten, nicht im Wege steht, sei zu nichts nütz in dieser großen Zeit von Blut und Eisen!

Auch darum wünsche ich, daß uns das Jahr 1915 den Frieden bringt, den dauernden Frieden, wie unser Reichskanzler gesagt hat, in dem uns nachher kein Ruhestörer mehr überfallen kann!

Ich hoffe, daß Gott England straft und unsere Truppen bald wieder durch das Siegestor einziehen in unsere schöne Stadt München!

Pester Lloyd: „Mit dem ihm eigenen poetenreichen Humor führt ‚Karlchen‘ die Lügenberichte unserer Feinde ad absurdum. Er verstößt dabei nie gegen den Takt, mindert bei allem übermütigen treffenden Witz nie die Größe der Zeit herab. Ein Buch, bei dessen Lektüre man in diesen ernsten Zeiten wieder einmal von Herzen lachen kann.“

München-Augsburger Abendzeitung: „Wohl jeder verfolgt mit Wonne die schönen Briefe, die Karl Ettlinger seine vier verbündeten Prachtexemplare Grandebouche, Lausikoff, Plumpudding und Srb in der ‚Jugend‘ schreiben läßt.

Man kommt aus dem Lachen nicht heraus . . . Die Briefe sind in Satire und Humor mit Abstand das Beste, was der Krieg gezeitigt hat.“

Was sagen unsere Feldgrauen zu „Karlchens Kriegsberichten“?

Von den vielen, mitunter geradezu enthusiastischen Zuschriften, die der Verfasser und der Verleger aus dem Felde erhielten, sei hier zunächst ein ergötzlicher Briefwechsel wiedergegeben:

I.

„Schützengräben vor R . . . .

‚Karlchen‘ bitten wir, hier unmittelbar vor den teuren Messieurs Grandebouches, um die Zusendung seiner ‚Kriegsberichte‘. Wir kommen hier im Schützengraben so selten einmal dazu, herzlich zu lachen. J. A.: X. X., Leutnant.“

II.

„Karlchen“ sandte darauf seine „Kriegsberichte“ mit folgender Widmung:

„In dieser Zeit voll blutigroter Taten
Muß sich der kecke Humorist begnügen;
Ihr schlagt mit Waffen unseres Feinds Soldaten,
Ich nur mit Worten unsres Feindes Lügen.

Das lose Büchlein, das ich heut Dir schicke,
Ein Scherzgenosse sei's auf ernsten Wegen.
Verschafft Dir's ein paar heitre Augenblicke,
Nimm sie als Dank der Feder an den Degen."

III.

Und daß die „Kriegsberichte" den Tapferen im Schützengraben nicht nur „ein paar heitere Augenblicke", sondern vielmehr ein köstliches Vergnügen bereiteten, bewies alsbald folgende poetische Antwort aus dem Felde:

„Frisch am Feind, östlich R.

Die Nacht war trüb. Im Glas kein Stoff.
Die Stimmung mitternächtig.
Da – Grandebouche und Lausikoff!
Ju! Der Humor war prächtig.
Ach, Karlchen, haben wir gelacht,
Ich und die Kameraden!
Freund Grandebouche selbst hätt' sich die Nacht
Zu Gaste fast geladen.
Nun soll mein Dank zur Isarstadt
Auf Krätkes Flügeln ‚fliegen'.
Wenn Michel solche ‚Karlchens' hat,
Muß auch sein Degen siegen!
Mit frisch-fröhlichem Gruß

X. X., Leutnant."

In anderen Feldpostbriefen und -karten heißt es:

„Liebes Karlchen! Du hast uns hier im Felde eine riesige Freude gemacht mit den schönen Briefen von Grandebouche, Lausikoff, Plumpudding usw." – „Wie sehr mich die Lektüre Ihres Buches freute, können Sie sich kaum vorstellen. Mein Kommandeur, der Adjutant, der Hauptmann usw. haben sich schon darauf vorgemerkt." – „Die Kriegsberichte müßten, wie ein Kamerad bemerkte, eigentlich im Interesse des Staates verboten werden, da sie zum Totlachen sind."

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt